



**Illustriertes Familienblatt.** Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Hefen** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

## Kains Entsühnung.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

Noch am selben Tag erlebte der Kommissär das Notwendige für Janfredrik Holm, und früh am nächsten Morgen trieb er persönlich ihm seine kleine Herde zusammen, eine widerspenstige Herde, die Swensens, voll lauter und heimlicher Empörung gegen ihren Hirten.

Janfredrik aber war sehr guten Muts. In dieser Nacht, zum erstenmal seit seiner Heimkehr aus dem Gefängnis, hatte Brün nicht anklagend vor seinem Bett gestanden. Bis zum Morgen hatte er tief und traumlos schlafen dürfen.

Trina hatte verweinte Augen und sah trotzig zu Boden. Die Hände in den Taschen, stand frech abwartend Brün. Aber Margret deutete durch Blicke und Bewegungen an, daß sie viel zu sagen hätte. Und kaum hatte der Beamte sich verabschiedet, so hob sie an: „Das ist ja eine feine Mode, das muß ich sagen, ein Frau, die nix von Sie wissen will, mit die Polizei herbeiholen zu lassen. Mit mein Willen hätten Sie mich nich zu sich

getrieht. Aber eine arme Frau, die is ja vogelfrei. Da tun die Beamten mit, was sie wollen. Da fragt kein nach, wo die bleibt, wenn sie man bloß aus'n Weg is un die Stadt kein Geld mehr kosten tut. Kinders, Kinders! Das is uns auch nich an die Wiegens gesungen, was? daß wir noch mal bei ein Mörder haufen gehn sollten —“

„Margret Swensen,“ unterbrach Janfredrik sie bedächtig, „hast du ein warmes Tuch in das Bündel in? Es weht ein büschen in'n Moor.“

Sie schüttelte verächtlich den Kopf. „Woher denn bloß? Ich bin ein arme Witwe. Ja, wenn ich mein Bruder Brün noch hätt!“

„Denn so müssen wir dich eins laufen. Du kannst auch gleich mitkommen, mein Tochter“, wandte Janfredrik sich an Trina. „So'n Blumenkran wie du tragen ja die Mächens in den Schießjelten bei'n Bremer Umschlag, aber in'n Moor, wir kennen das nich.“

Er trat in einen der kleinen Läden am Hafen, kaufte ein



Erbauungstunde.  
Gemälde von E. Rau.

grobes, aber warmes Umschlagtuch, ein dunkles, sehr einfaches Zäckchen.

„Für'n Anfang“, sagte er. „Wir haben Flach und Wolle zu Haus. In Spinnrädern und ein Webstuhl sind da auch. Da könnt ihr euch Kleiders zurechtmachen.“

„Krieg ich mir?“ fragte Brün. Es war das erste Wort, das er Janfredrik gömte. Seine Augen musterten habgierig die ausgelegten Sachen.

Da kaufte Janfredrik ihm ein Paar Holzpantinen.

„Die kannst selbst behalten“, sagte Brün verächtlich. Als er aber ohne vorherige Warnung Janfredriks schwere Hand an seinem Ohr fühlte, schob er eilig das Paket unter seinen Arm.

Sie trabten nun zur Bahn. Und Margret Swensen fand neuen Grund zur Empörung. „Vierter Klasse, was? Ich bin ein arme Frau. Aber in mein ganzes Leben bin ich nicht vierter Klasse gefahren.“

„Denn mußt du das nu mal ausprobieren, Margret Swensen.“

Janfredrik setzte sich breit auf die Bank, legte sein rotes Taschentuch hinter seinen Kopf und versuchte zu schlafen, obgleich Margret Swensen neben ihm unaufhörlich vor sich hin schalt und jammerte und Brün an seiner anderen Seite das Lied von der Pflaume piff und den Takt dazu mit den Absätzen gegen die Bank trommelte.

Trina hatte sich in eine Ecke zusammengekauert und weinte stumm und wild um die zertrümmerten Hoffnungen ihrer jungen Phantasie, um das goldgestickte Tuch, die weite, freie Welt, in die der schwarzlockige Händler sie hatte führen wollen, das viele Geld, das sie verdient haben würde, das lustige, lustige Leben, das ihr winkte, ganz allein, ohne daß ihr jemand zu befehlen hatte. Herr Baranow hatte ihr das gestern alles noch deutlich ausgemalt. Eine Dame würde sie geworden sein, hätte seidene Kleider getragen, wäre in eigenem Wagen durch die Straßen kutschiert. Nun schleppte der Unhold, der ihren lieben Onkel Brün ermordet hatte, sie mit sich in die Wildnis.

Onkel Brün war das lichteste unter den Erinnerungsbildern ihrer Kindheit. Immer wenn es ganz schlimm ging, der Vater in seiner Trunkenheit alles kurz und klein schlug, die Mutter aus dem Loben Tag und Nacht nicht mehr herauskam, hatte Onkel Brün plötzlich dagestanden, hatte ihr einen Zuckerkringel in die Hand gedrückt oder auch nur sanft über ihren Scheitel gestrichen, und jedesmal war es dann besser bei ihnen geworden, der Vater häuslicher, die Mutter ruhiger, die zer schlagenen Sachen wurden wieder gekauft, es kamen regelmäßige Mahlzeiten auf den Tisch. Das dauerte nicht. Aber Onkel Brüns sonniges Gesicht gehörte untrennbar zu jedem dieser Lichtblicke. Sein Tod war der erste tiefe Schmerz ihres Lebens und sein Mörder ihres Kinderherzens erster Haß.

Der Schaffner riß jetzt die Tür auf. „Ottersberg!“

Ihre Bündel in der Hand kletterte die Familie heraus. Janfredrik schritt voran durch den tiefen Schnee. Eine gute Viertelstunde war's vom Bahnhof zum Dorf. Frau Margret stöhnte bei jedem Schritt.

Trina nahm ihr stumm ihr Bündel ab und trug es zusammen mit ihrem eigenen Korb und der von Janfredrik gekauften Jacke. Aber die weiße Schneedecke blendete ihre verweinten Augen, so daß sie sie heben mußte, und mit ihnen zugleich hob sich unwillkürlich und ihr unbewußt ihr gebeugter Nacken, und mehr und mehr bei jedem Schritt.

Für die Tochter der Stadt, die nie aus dem Häusermeer herausgekommen war, schien alles Wunder, was sie um sich erblickte: die Bäume der Landstraße mit ihren Schneeperücken, die wie aus Zucker geformten Dächer der Häuser von Ottersberg, der grenzenlose Himmel. In dem leisen Hundegebell, dem Hähnelrähen, das allein die feierliche Stille durchbrach, klang frohes Leben, ja der Wind selbst, der über die Schneefläche ihr entgegenfuhr, hatte in seiner herben Reinheit etwas Freudiges, so daß sie ihn einfühlend in tiefen Atemzügen.

Und wie all' ihre Sinne sich freuten, hob sich auch der Mut in ihrer Seele. Kaum begriff sie noch ihren Kummer. Nichts war ja verloren von der Zukunft, die sie sich erträumte,

wenn nur sie selbst sie nicht aufgab. Wer konnte sie denn zwingen? Der alte Bauer? Pah, von ihr selbst hing ihre Zukunft ab, von ihr und keinem sonst. Und im plötzlichen Aufblitzen dieser Erkenntnis blißte sie Janfredrik mit sieghaftem Blick an: Du zwingst mich nicht. Wege, die man hingehen kann, kann man auch zurückgehen. Sie konnte aber Holm nicht ganz lange in die Augen starren, sie wußte nicht warum.

Im Weitergehen spann sie an ihrem Plan. Vor allem kam es darauf an, Herrn Baranow ihre Absichten wissen zu lassen. Der half ihr dann schon. Dazu mußte sie sich heimlich Papier, Feder, Tinte und eine Briefmarke verschaffen. Das sollte ihr nicht schwer fallen!

Sie schritten jetzt auf der Dorfstraße.

In der Wirtschaft, in der Janfredrik sein Pferd eingestellt hatte, ließ er eine Mahlzeit von Brot, Wurst und kleinen Schnäpsen auftragen. Unterdessen spannte der Knecht den Braunen vor des Vorstehers Schlitten. Trina sah das über ihr Butterbrot weg, und es litt sie nicht in der Stube. Immer hatte sie die Breiter Herren beneidet, wenn sie mit dem Wind um die Wette auf scharfen Kufen, unter lustigem Schellenläut über den Reuschnee hinlogten.

Ein Glöckchen trug der Braune da auch. Sie tippte dran. Wie hell das klingelte! Und was für einen feinen Kopf solch ein Pferd hatte, was für klare Augen! In ihr war Liebe zu allem Lebendigen. Leise klopfte und streichelte sie das Tier, und als es zutraulich schnuppernd den Kopf zu ihr hinbog, gab sie ihm den Rest ihres Brotes.

Janfredrik, der in die Tür getreten war, sah mit Wohlgefallen das Bild. Es war das erste, was ihm an seinen künftigen Hausgenossen wohlgefiel. „Magst Schlitten fahren?“ fragte er freundlich. Ohne Antwort, mit trotzigem Gesicht trat sie zurück. Wieder maßen beider Blicke sich einen Augenblick, und wieder wandte Trina die Augen.

Die anderen kamen jetzt, kletterten auf, die Bündel und Pakete wurden verstaut, die Decken ausgebreitet. Trina sah mit der Mutter hinten, Brün auf dem Kutschersitz neben Janfredrik. Der schnalzte mit der Zunge, und in rascher Fahrt ging's durch die verschneiten Straßen von Ottersberg, daß die scharrenden Hühner und Gänse rechts und links zur Seite stoben und die Dorfköter laut kläffend aus allen Türen hervorfuhr, vorbei an den Häusern, hinaus auf die Landstraße. Die lag unabsehbar, wie mit weißen Daunnen beireut, und wie sie langsam stieg, sah man von ihr weit in das Land hinaus, das sich die glitzernde Winterdecke fest über Acker, Brücken, Flüßchen und Gehöfte gezogen hatte. Nur die Kirchtürme der einzelnen Ortschaften ragten daraus hervor wie zum Himmel aufgereckte Arme, als Symbol gleichsam, daß unter Eis und Todesstarre unsterbliches Leben aufwärts, immer aufwärts strebt. Und nichts zwischen den schweren Schneepolstern und dem schweren Schneehimmel als hie und da ein paar flatternde Raben. Die Huftritte des Braunen verklangen, als träte er in Watte. Ohne Laut glitt der Schlitten durch lautlose Stille. Denn der harte Winterwind, der sie umpfiff, hatte auch Frau Margret gezwungen, den beweglichen Mund zu schließen und im neuen Umschlagtuch zu vergraben.

Wieder eine Ortschaft, Duellhorn. Aber nur zwischen den ersten Häusern hin fuhr Janfredrik. Dann bog er hinunter über bestellte Acker, über Brachland und Heidekraut, pfadlos auf dem weißen Eken, das gleichmäßig alles unter sich zudeckte und schützte, schnurgerade zum Ziel, zu den aufragenden Kampen von kahlen Eichen und schneegebeugten Edeltannen, die fern am Horizont die Kolonie Schmalenbeek andeuteten.

Frau Margret ächzte, so oft die Kufen in eine Ackerfurche, in ein Sandloch einsanken, das Gefährt schwanfend kippte; der Bub lachte, Trina sah mit halbgeöffneten Lippen in stummem Entzücken.

Ein kräftiger Ruck, da war die Dorfstraße. Schon strahlte die Schneedecke größere Helligkeit aus als der Himmel über ihr. In den Gehöften blinkten lichte Fensterchen wie Glühwürmchen zwischen der überhängenden Schneelast auf dem Dach

und den hohen Schneepolstern am Boden. Janfredrik ließ den Braunen Schritt gehen. Da benutzte Frau Margret den verminderten Lustzug und begann:

„Is das ein Fahrt! Ich möcht' bloß wissen, wohin der Mann uns bringt. Obgleich mich das eigentlich gleichgültig sein kann, denn lebendig komm ich ja doch nicht an. Un das wird die Herrns in Bremen, die uns weggeschickt haben, auch voll ganz recht sein. Oh, Kinders, Kinders, was für ein Welt is das!“

„Pah auf!“ rief Janfredrik. Der Schlitten machte eine so scharfe Biegung, daß Margret in den Schnee geslogen wäre, wenn sie sich nicht eilig angeklammert hätte. Da hörte sie auf zu sprechen und stöhnte und ächzte nur noch.

Die Pferdehufe klapperten jetzt hohl auf den Holzplanen einer Brücke. Der Schlitten fuhr auf Janfredriks Hof. Eine Minute noch. Er stand. Es war so dunkel, daß man das Haus kaum erkannte. Nur eine Erderhöhung schien es. Der Schnee auf seinem tief herabgehenden Dach schloß sich lückenlos dem auf der Erde liegenden Schnee an. Sie mußten durch das große Dientor an der Giebelseite eintreten. Janfredrik leuchtete dazu mit den Streichhölzern, die er in der Tasche trug und jedesmal an seinem Beinkleid anrieb. So tappten sie sich bis zur Herdstätte, wo Janfredrik das Lämpchen anzündete. Wie ein Zerlichtchen zitterte sein Strahl durch den weiten, dunklen Raum. Doch, ob er gleich feuerlos war, schien er den Eintretenden warn, denn die Schneedecke schützte und die Leiber der Kühe durchwärmten ihn.

Margret Swensen sank gleich auf eine Truhe, barg das Gesicht in den Händen und wiegte sich hin und her vor Bekümmernis. „Was is es schrecklich! Oh, man einmal schrecklich is es hier.“

„Margret Swensen,“ sagte Janfredrik, „da liegt Torf, un haben steht die Grütze. Mach' zu un Koch was. Dein Kinders wollen essen.“

Er selbst ging zum Pferd, spannte es aus, rieb es ab und führte es in seinen Stand.

Als Trina sah, daß ihre Mutter sich nicht rührte, kniete sie nieder, blies das Feuer in Brand, und weil sie in der Dunkelheit den Brunnen nicht finden konnte, schöpfte sie ein paar Schalen voll Schnee in den großen Kessel. Damit rührte sie die Grütze an. Unterdessen vollführte Brün langsam, nachdenklich einen Rundgang durch das Haus, betrachtete die Pflüge, die Sägen, die Haken, die Schinken am Deckenbalken, ging zu den Kühen, den Ziegen, den Schweinen, begutachtete die Leiter zum Boden. Es hatte nicht hübscher bei dem Korbslechter ausgesehen, nur ärmlicher, enger und schmutziger. Er hatte auch heute ein ausgiebiges Mittagsbrot gehabt und Ausichten auf ein Abendessen — Annehmlichkeiten, die für ihn nicht zu den selbstverständlichen Ereignissen des Tages gehörten. Dazu die herrliche Schlittenfahrt! Eigentlich war er mit seinem Tausch ganz zufrieden. Er fand es nur überflüssig, den alten Jan vom Moor das merken zu lassen.

Als sie abgegessen hatten, zündete Janfredrik eine Kerze an und öffnete die Tür zur Stube rechts.

„Süh, Margret Swensen, hier in das Bett, da kannst du un dein Tochter in schlafen. Un für dein Jung is ein hier auf der Diele. Und die andere Stube is meine. Un nu macht euch das kommod. Was noch zu sagen wär, das können wir morgen an Dag belören. Arbeit gibt das hier alle Hände voll, un mein Meinung is nich, daß ich dein Kinders zu Faulenzers aufziehen will. Gu'nacht.“

Trotz der Unfreundlichkeit seiner Gäste spürte Janfredrik Befriedigung ob seines Tagewerks. Um das Mädchen wäre es schade gewesen, wenn es den Lockungen des verdächtigen Kerls zum Opfer gefallen wäre. Und der Bub — ein Dieb und Lügner freilich. Aber er hatte doch nicht mit der Wimper gezuckt, wie wild auch die Fahrt talab ging.

Mit einer gewissen Neugier stieg Janfredrik in sein Wandbett. Ob Brün sich einstellen würde, nun er wieder zu Haus war? Er hätte gern gewußt, ob sein toter Kamerad zufrieden mit ihm wäre.

Als er aufwachte, wollte er der Kuckucksuhr nicht glauben. Sechs! — Brün war nicht gekommen!

Er sprang aus dem Bett, stieß die Stubentür auf, startete angestrengt zum Pferdestand drüben. Dieser Schatten lag drin wie immer, aber er ballte sich heute nicht zusammen. Die Augen, die von diesem Fleck aus ihn beobachtet hatten, fühlte er nicht mehr auf sich gerichtet.

Nach ging er auf die Diele, klopfte an das Wandbett Brüns, an die Stubentür, hinter der die Frauen schliefen.

„Hallo! Aufstehn! Das 's Zeit.“

Er zündete die Herdlampe an, brachte auch das Herdfeuer in Gang. Noch kam keiner seiner Gäste. Da öffnete er die Türen von Brüns Bett, stellte den Bengel, wie er sich auch sträubte, auf seine Füße. „Nu mach' fir.“

Da kam Trina.

„Das Kochen is Arbeit für euch Frauensleute“, sagte Janfredrik.

Es gab aber nicht bloß für die Menschen zu kochen. Kühe, Ziegen, Schweine verlangten ihr Teil. Eigentlich kam ihr Recht sogar noch vor dem der Menschen.

Margret Swensen stand nicht auf. Die Schlittenfahrt war ihr trotz des warmen Umschlagtuchs nicht gut bekommen, und der Rauch auf dem Flett schlug ihr auf die Brust.

Als die Suppe gegessen und das Vieh gefüttert war, gab Janfredrik jedem der jungen Leute eine Schaufel und öffnete die Tür. Eine dicke, weiße Mauer stand davor, und Trina begriff jetzt, warum noch immer kein Morgen tagen wollte. Sie mußten die Wand wegschaufeln und einen bequemen Pfad zur Brücke dazu. Eigentlich war es lustige Arbeit, und der Junge freute sich jetzt seiner Holzpantinen, die ihm die Füße vor Kälte schützten. Für Trina holte Janfredrik Brüns Schuhe. Es wurden ein paar Strohwiße hineingesteckt, damit sie paßten.

Als die Kinder das Tageslicht erreichten, stieg gerade die Sonne als glühend rote Scheibe herauf über den unbegreiflich weißen Schnee, der die Welt bedeckte. Hunderttausend Kristalle flimmerten in Rot und Gold und Diamantgefunkel. Die Birken am Kanal standen feierlich leuchtend in ihrem winterlichen Hermelin, der die Linien ihrer anmutig verchlungenen Äste hervorhob. Auf jeder Latte des Gartenzauns sah ein weißer Schopf, der Ziehbrunnen trug einen dicken Kranz, und die Edelkannen bogen tief ihre gepuderten Zweige. Jeder Laut erkroren, alles Leben versteckt. Eine Stille ringsum wie in einem Zauberland.

Unwillkürlich ließen die beiden die Schaufeln sinken. Mit Staunen und Beängstigung begriff Trina, daß diese neue Welt keinen Weg für sie hatte, fester für sie einischloß als eines Gefängnisses Mauern. Sie mußte ihre Flucht verschieben bis zum Frühjahr.

Brün erwog eben die Aufrichtung eines Schneemanns, als Janfredrik ihn beim Arm faßte. „Nu mach' dir, zieh dein guten Rock an. Ich bring' dir zur Schul.“

Das ging Brün über den Spah. Mit der Schule mindestens hatte er gehofft fertig zu sein.

„Das gibt hier ja gar kein Schul“, sagte er störrisch.

„Meinst, du bist bei Indianers? Zu! sonst mach' ich dir Bein.“

Aber der Bube riß sich los, fuhr wie ein Affe die Leiter zum Heuboden hinauf. „Da lur' up, oller Jan.“

Er stand, die Luventür in der Hand, bereit, sie dem Bauern, wenn er nachkäme, auf den Kopf zu schmettern. Er freute sich auf die Hezjaqd. Den alten, steifen Kerl wollte er müde machen.

Zu seiner Enttäuschung verfolgte Janfredrik ihn nicht. Er sah von oben, wie Holm den Braunen vor den Schlitten spannte. Nun war ihm seine Flucht fast leid. Wenn er gewußt hätte, daß man hier im Schlitten zur Schule fuhr! Er fing auch an, sich da oben zu langweilen. Als Holm eine Weile vom Hof fort war, kletterte er vorsichtig die Leiter herunter. Trina kam gerade zur Tür herein, zwei Eimer Wasser am über die Schulter gelegten Joch schleppend.

„Dumme Dorn“, sagte Brün. „Warum tuft, was der alte Efel dich heißt?“

Trina zuckte die Achseln. „Es is ja alles verfehneit.“

Der Bube drückte piffig ein Auge zu und schnalzte mit der Zunge. „Wenn's Frühjahr wird, willst du woll ausrüden?“

Sie schüttete einen Eimer Wasser über die Steinmosaik des Fletts, daß die in die Torfglut des Herdlochs spritzenden Tropfen zischten, und antwortete nicht.

Brün trat näher. „Hör du, ich geh' mit.“

Das lag nicht in Trinas Absicht. Sie sah durchs Fenster. „Der Holm kommt zurück.“

Gilg fuhr der Junge die Leiter wieder hinauf. „Glaubst du, daß er mir haut?“

„Wenn er in sein Rut sogar Menschen umbringt.“

Da schlug Brün die Lufttür hinter sich zu und setzte sich drauf. Ihm war unbehaglich zumute.

Janfredrik, der dem Vorsteher den Schlitten zurückgebracht hatte, führte das ledige Pferd in seinen Stand. Dann betrachtete er Trinas Werk. „Das is gut, mein Dorn. Ich seh, du lernst das. Auf den Abend kommt Alheid Ehlers, die wird dich das Spinnrad in die Reihe bringen.“

Das frühe Mittagessen wurde aufgetragen. Eine stille Mahlzeit. Margret Swensen lag im Bett. Ihr Sohn hockte auf dem Boden. Trina ah stumm.

Als ob ein Leiche im Haus läg', dachte Janfredrik. Dann fiel ihm ein, für Brüns Nächste lag ja wirklich eine drin. Da mußte man Geduld haben. Aber ein Gedanke ließ ihn nicht los, eine Neugier. Brün war zur Nacht nicht an sein Bett getreten. Auf seinem einsamen Weg zum Vorsteher war er nicht an ihm vorübergestrichen, wie er pflegte, als kaum wahrnehmbarer Schatten, der eine eisige Kälte ausstrahlte. Vielleicht hatte er es vorgezogen, sich seinen Verwandten zu zeigen, seiner Schwester? Die Vorstellung ließ ihm keine Ruhe. Er ging in Margret Swensens Stube, öffnete die Bettüren. „Margret Swensen, ich möcht' man bloß wissen, ob du hast schlafen können?“

„Kranke Menschens slafen überhaupt nich“, antwortete Margret grämlich. „An wenn sie noch gar das geboten wird wie mich! — Ich steh aus das Bett nich mehr auf, Herr Holm, da freuen Sie sich man zu.“

„Ich mein', ob ein in der Nacht in Ihr Stube gekommen is, Margret Swensen?“

„In mein Stube?“ Margret fuhr auf. „Jesús! Gibt das Diebens hier? Räubers?“

„Ich mein',“ Janfredrik sprach ganz leise, „ob — er geht manchmal hier durchs Haus — ob Brün vielleicht bei Sie gewesen is?“

„Brün?!“ Jetzt freischte Margret. „Hilse! Trina, steh dein Mutter bei. Ich bin bei ein Wahnsinnigen!“

Janfredrik drückte die Bettüren wieder zu. „Denn is' gut. Denn is' sehr gut.“ Also wirklich, Brün war nicht gekommen, auch heute nicht! Fast übermütig sah Janfredrik zu der Bodenluke hinauf. Der da oben sah, konnte ihn nicht ärgern.

Er blieb den ganzen Nachmittag zu Hause, putzte das Pferdegeschirr, besserte es aus. Als er gegen Abend aus der Tür ging, öffnete Brün die Luke. „Trina, gib mir zu essen!“

Aber Janfredrik hatte alles Brot und jeden Wurstrest in den Schrank in seiner Stube getragen und weggeschlossen.

Diesmal heulte der Junge.

Und als am Abend die Größschüssel auf den Tisch gestellt wurde, hielt er's nicht länger aus. Sprosse für Sprosse kam er die Leiter herunter und Schritt für Schritt bis zum Tisch.

Da sah Janfredrik ihn an.

„Ich — ich geh morgen in die Schul“, stotterte Brün und streckte die Hand nach einem Stück Brot aus.

„Zieh dein Büz runter“, befahl Janfredrik.

„Ich — ich will's gewiß nich wieder tun!“

Hagelbicht sausten die Schläge nieder. Der Korbflechter hatte es nicht so gut gekonnt. Margret Swensen sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett.

„Mein Kinders! Mein Kinders! — Er will mir mein Jung' totschlagen wie mein Bruder!“

Sie versuchte Janfredriks Arm festzuhalten, aber sie hätte ebenso gut versuchen können, den Hausbalken zu heben.

„Verinkommobier dir nich, Margret Swensen“, sagte Janfredrik, gelassen hauend. „Jung's müssen Prügel haben. Du hast da woll die Kraft nich zu gehabt. Nu müssen wir das nachholen.“

Dann stellte er den Stock in die Ecke. „Jetzt kannst essen kommen. Beträgst dich aber's nochmal ungebührlich, denn so seht das auch'n Fasttag. Verstanden?“

Margret blieb bei den anderen. „Ich muß doch mein Kinders schützen“, sagte sie. Es wurde ihr im Bett auch zu langweilig.

Die Schüsseln waren kaum leer gegessen, als Vorsteher Ehlers, seine Schwester Alheid, der Schullehrer, Jan Meier-Elvers eintraten. Ganz Schmalenbeek war neugierig auf Janfredriks Hausgenossen. Als ginge ein Telephondraht von Gehöst zu Gehöst, so war die Nachricht durch die Kolonie geflogen: Janfredrik Holm hat sich ein Haus voll Leute aus Bremen mitgebracht, Brüns Leute. Viel Staat soll ja nich damit zu machen sein. — Aber ein Hauch von Achtung war in dem Geraune. Die Leute im Moor sind ernst und schwer. Wenn sie's ihm vielleicht nicht nachgetan hätten, sie begriffen, was Janfredrik trieb.

Margret Swensen erblickte kaum die Fremden, als sie laut schluchzend sich zu beklagen anhub. Ehlers sah erschrocken auf Janfredrik.

Aber der sagte gelassen: „Margret Swensen, pah Achtung. Alheid zeigt dein Tochter eben das Spinnen. Du wirst da woll auch nich mehr viel von wissen. Nu kannst es lernen.“

Margret wandte nicht den Kopf. „Zu was soll ich denn spinnen? Ich bin ein todtranke Frau. Ein Stück Linnen für mein Leichentuch wird woll von Brün sein Eigen noch für mich übrig sein. Sonst kannst mir ja auch ins Wasser smeissen wie ihm.“

Empört packte der Lehrer ihren Arm. „Schweigen Sie!“

Das tat Margret nicht. „Meinen Sie, ich fürcht' mir? Wenn er mir auch umbringt wie mein Bruder Brün, und Sie all sehen dem ruhig mit an. Darum wird Unrecht noch lang nich Recht.“

Ihre schrille Mäwenstimme füllte Diele und Flett und ließ keinen anderen Laut aufkommen. Das Spinnrad stand.

„Bring dien Modder to Bedd, Trina“, sagte Alheid streng.

„De weet nich mihr, wat se maact. Morgen künmst to mi.“

Janfredrik begleitete die Männer vor die Tür. Der Lehrer sprach ihrer aller Meinung aus: „Gott gebe Ihnen Kraft, die Frau zu ertragen, Holm.“

„Ja“, sagte Janfredrik, „Margret Swensen is was bitter. Das is sie. Aber sie is ein bessere Arznei für mir als dein Pulvers und dein Mixturen, Schulmeister. Seit sie mir's alle Stunden sagt, daß ich Brün umgebracht hab, sagt er mir das gar nicht mehr. Zwei Tagens hat er sich nich sehen lassen. Nu glaub' ich wirklich, daß ich noch mal ein gesunden Menschen werd'.“

Als Trina an einem der nächsten Tage Janfredriks Stube scheuerte, sah sie zwischen den Fenstern eingerahmt Brüns Bild hängen. Scheu blickte sie um sich, ob sie allein sei, dann trat sie ungläubig näher. Wirklich, es war sein liebes, fröhliches Gesicht! Gerade gegenüber dem Wandbett hing es. Wenn der da drin schlief, aufstand, mußte sein erster Blick darauf fallen. Mochte Janfredrik das Bild denn sehen? Warum nahm er es nicht weg? Und warum hatte er sich Brüns Familie ins Haus geholt? Viel Freude machten sie ihm doch wirklich nicht.

Zum erstenmal kam ihr die Ahnung von etwas Rätselhaftem, Tragischem bei diesem Totschlag. Sie fing an, Janfredrik zu beobachten, wenn sie abends ihm gegenüber beim kleinen Lämpchen am Herdhimmel in versticktem Schweigen dicke, unegale Fäden spann, während Brün widerwillig sich



Romeo und Julie.  
Gemälde von Th. F. Diasee.

mit seinen Schulaufgaben plagte und der Bauer nach Art der ledigen Burichen im Moor lange, blaue Strümpfe strickte. Woran dachte er, wenn er so den Rauch seiner Pfeife vor sich hinblies und die scharfen, blauen Augen kaum von den Maschen hob? Die Augen waren noch jung, aber das Haar über der Stirn war grau, als wäre über Nacht ein Reif auf sein verblühenes blond gefallen.

Lieber freilich ging Trina abends zu Vorstehers, wo zu der großen Familie meist Besuch sich gesellte, die alten Frauen graufige Geschichten von Spuk und Hexen erzählten und die jungen von Not und Glück heimlich Liebender, wo die Mäder um die Wette schnurrten, die Puttäpfel am Feuer zischten, während Alheid ernst und geduldig sie über alle Fertigkeiten belehrte, die in einer Moorbirtschaft nötig sind.

Als sie vier Wochen in Schmalenbeek war, schrieb sie ihren Brief an Baranow. Papier und Marke verschaffte sie sich von Schullehrers Dora. Sie wußte es sündig anzustellen. Auch die Mutter durfte nichts merken, die schon gar nicht. Sie wolle nach Bremen kommen, schrieb sie. Aber das Reisegeld müsse Herr Baranow ihr vorstrecken, denn sie habe keins, könne auch niemand um Geld bitten, weil ihre Angehörigen sie nicht fortlassen wollten. Darum dürfe er auch keinen Brief an sie selbst adressieren. Er solle schreiben: Gretchen s. Postlagernd Grasdorf.

Es war ihr eingefallen, daß der Händler sich vielleicht nicht mehr in Bremen aufhielt. Darum wendete sie sich an ihren früheren Herrn, den Kneipenwirt, und bat ihn, das einliegende verschlossene Schreiben Herrn Baranow nachzusenden.

Sie nahm den in ihrem Gesangbuch versteckten Brief mit, als sie am Sonntag mit ihrem Bruder und Janfredrik zur Kirche nach Grasdorf ging, und schob ihn unbemerkt in den Postkasten am Schulhaus. Ihn in Schmalenbeek aufzugeben, getraute sie sich nicht.

Fiebernd wartete sie auf Antwort. Jedesmal, wenn sie nach Grasdorf kam, wußte sie es fertigzubringen, unbemerkt ins Postbureau zu schlüpfen und nachzufragen. Aber es kam keine Antwort.

Inzwischen lebte sie sich langsam ein. Es gab einige Mädchen ihres Alters in Schmalenbeek, die ihr gefielen. Was die Burichen anlangte, da konnte sie nicht umhin, sie zu vergleichen mit den feinen Herren aus den Kontoren, die sie in Bremen auf der Straße bewundert hatte, und sie fand sie zu derb, zu laut.

Am meisten aber interessierte sie immer wieder Alheid Ehlers. Die blaue Leinentracht, die die reiche Bauerntochter wie die anderen Moorfrauen trug, paßte wunderbar gut zu der großen Gestalt, dem strengen Schnitt ihres Gesichts, das noch immer an ein Madonnenbild aus dem Mittelalter erinnerte. Instinktiv begriff Trina die Schönheit dieses Gesichts, instinktiv auch das, was ihm größeren Reiz gab als die harte Reinheit seiner Linien, den Ausdruck stolz verschwiegenen Leids und die Hoheit des Sieges darüber.

Alheid sprach mit Trina nur das Notwendige. Nie fragte sie nach ihrem früheren Leben. Aber immer, wenn sie sie entließ, gab sie ihr eine Weisung in bezug auf Janfredrik mit, wie sie ihm das Essen kochen solle, auf welche Weise seine blauen Leinwandkittel zu waschen und zu plätten seien, daß sie ihm zum Sonntag frische Wäsche zurechtlege.

Trina gehorchte mit gutem Willen. Der Mann sollte ihr nicht vorwerfen dürfen, daß sie sein Brot ohne Entgelt gegessen habe. Sie wunderte sich aber täglich mehr über seine Tat.

Und an einem Sonntagnachmittag, als sie allein mit Alheid war, wagte sie die Frage: „Wie mag das einmal zugegangen sein, daß der Holm meinen Onkel erschlagen hat?“

Alheid schwieg erst eine Weile. Dann stand sie auf, ging in ihrer Mutter Stube, kam mit einem aufgeschlagenen Photographiealbum zurück und deutete auf ein Bild. „Um de hett he dat dohn.“

Trina sah das lachende Gesicht, und ein eigener Schauer durchrieselte sie. Janfredrik, der Mann mit dem grauen

Haar und den jungen Augen, der ihrer Jugend fast ein Alter schien, hatte also eine Frau liebgehabt, ohne Maß, ohne Grenzen, bis zum Verbrechen. Mit angehaltenem Atem wartete sie, daß Alheid die Geschichte erzählen sollte. Aber die klappte hart das Buch zu. „Du weestst nu sien Unglück.“

Von diejem Tag an umgab sie Janfredrik mit töchterlicher Fürsorge.kehrte er naß vom Feld heim, so hing das trockene Zeug zum Wechseln für ihn schon am Feuer. Nie fehlten an seiner Wäsche Knöpfe oder Bänder. Sogar seine Pfeifen reinigte sie ihm mit Krähenfedern, die sie im Birkenbusch auflos. Als er's das erstemal merkte, sah er sich erstaunt nach ihr um. Da bückte sie den Kopf tief und wurde sehr rot. Sie sagte nichts. Er aber gewöhnte sich allgemach daran, seine Stube blank wie eine Schiffskoje zu finden, seine Bibel genau an ihrem Platz, die Brillengläser abgewischt, ein Etwas von Gemütlichkeit und Nettigkeit im Hause, das selbst zu Brüns Zeit nicht dagewesen war: das Walten einer aufmerksamen Frau.

Der kleine Brün ging jetzt regelmäßig zur Schule, nicht bloß aus Furcht vor Janfredriks Armkraft. Es gefiel ihm da ganz gut. Wenn in Bremen die Jungen seiner Klasse von zu Hause sprachen, von den Vesperbissen zu Mittag, den Nachmittagsausflügen oder dem, was ihnen vom Weihnachtsmann auf den Tisch gelegt worden war, hatte er stets, von Reid verzehrt, seiwärts stehen müssen. Hier merkte er mit angenehmem Erstaunen, daß er ein gleicher unter gleichen war. Dazu unterrichteten ihn die Jungen in allerlei Dingen, die ihm gefielen. Der Jüngste von Meier-Clüvers ließ ihn mit seiner Klinte nach Späßen schießen, Lehrers Fritz hatte im Gebüsch einen verborgenen Dohnensitz. Man wies ihm, Schlingen für Hasen zu legen, und sobald die Eisdecke taute, fischten alle Knaben im Kanal nach Aalen und Hechten. Es gab keinen Schutzmann, kein Verbot. Er durfte gehen und stehen und sich breit machen, soweit das Auge reichte, soweit das Moor sich streckte.

In den ersten Tagen hatte es ihm Spaß gemacht, Janfredrik heimlich Hammer, Säge oder Beil zu verstecken, Hacken und Harten etwa so zu stellen, daß der Bauer im Dunkeln auf die Zinken treten und der Stiel ihm gegen die Zähne schlagen mußte. Aber bald fand er das dumm. Lieber strich er mit den Kameraden im Moor umher.

Und einmal sagten sie ihm etwas, das packte ihn, wie nichts im Leben ihn noch gepackt hatte. Das war am Kanal. Sie lauerten alle, ob ein Hecht an die Oberfläche käme. Den wollten sie schießen. Da sagte Menne-Meier-Clüvers zu Brün: „Du kannst woll lachen. Du bist fein heraus. Ich hab' noch drei ältere Brüders. Aber du bist man allein.“

Brün verstand die Meinung nicht. Da erklärten sie's ihm. Der Holm werde ja nicht heiraten. Der habe sich die Familie von seinem Partner ins Haus genommen, damit Brün Lorenzens Schwesterjohn mal seinen Hof kriegte. Das wisse ganz Schmalenbeek.

Brün wurde blaß vor Aufregung. So habfüchtig sein Sinn war, an eine solche Möglichkeit hatte er nie gedacht. Sie stieg ihm zu Kopf wie ein starker Trunk. Hofbesitzer, er, der Bremer Betteljunge!

Er redete fast nicht mehr. Wie mit Ketten zog's ihn heim. Musternd ging er um das Haus herum, zählte die Obstbäume, begutachtete den Brunnen. Dann strich er an den Viehständen hin, besüßte die Kühe, die Ziegen, betrachtete Pflug und Wagen. Eine Hade, die am Boden lag, nahm er auf, hängte sie sorgfältig an ihren Hafen. Sie war ja sein Eigentum. Mit boshaftem Blick streifte er seine Schwester. Mochte die nur allein ausdrücken. Ihm gefiel's ganz gut im Moor!

Und fortan paßte er gut auf, daß keine Milch vergeudet wurde, kein Brot, daß das Vieh sein Recht bekam und doch nicht zu viel fraß, und es war ihm leid um jede Handvoll Hafer. Denn es war sein Hafer! (Fortsetzung folgt.)

# Überschwemmungen in Brasilien.

Aus den Erinnerungen eines deutschen Ansiedlers in Südbrasilien.

Mit Zeichnungen von A. Zimmermann.

**D**ämmerung fenkt sich über den brasilianischen Wald. In den Baumkronen ertönen seltsame Pfliffe, von denen der erste laut klingt, während die nachfolgenden immer schwächer werden. Der „Feierabendvogel“ ist es, der seine Mahnung erhebt. Wie gern hört man ihn, wenn man mit harter Waldarbeit den Tag über sich gemüht hat. Da hält man inne: „Nast recht, Alter, genug für heute!“ Die kurze Pfeife wird in Brand gesetzt, die Art geschultert, und mit dem richtigen Urwaldshunger im Leibe wandert man vergnügt heimwärts, zu seiner teuren Gattin, die bei den schwarzen Bohnen wartet, dem Nationalgericht der Brasilianer, an das sich auch der deutsche Ansiedler bald gewöhnt hat.

Heute aber ruft uns der freundliche Mahner zur Tätigkeit. In Rio Preto, etwa drei Kilometer stromaufwärts von unserer Behausung, gibt es viele Inseln, Felsen und Steine, zwischen denen das Wasser braust und schäumt. Hier hinauf steigen gegen die Weihnachtszeit, um zu laichen, die Pintacks. Das ist ein ausgezeichnet schmackhafter Fisch, der einige Kilo schwer wird. Am meisten ähnelt er der Forelle, doch hat er Barbfäden und lange, scharfe Stacheln, mit denen er sich abscheulich fest zwischen den Steinen halten kann, wenn man ihn an der Angel herausziehen will. Diesen Fisch wollten wir in der Nacht fangen. Nun habe ich zwar eine dunkle Ahnung, daß das Fischen während der Laichzeit nicht gerade vernünftig sein dürfte, aber schließlich ist ja auch der ganze hiesige Landbau ein Naubbau, und wir waren schon immer froh, wenn wir das erbärmliche Fischen

mittels Dynamits verhindern konnten. So war ich denn mit meinem zwölfjährigen Buben aufgetrohen und durch Wald und Mohrdickicht nach der großen Bucht gewandert. Hier traf ich die anderen Teilnehmer von der Partie, die mit dem Boot den Fluß herauf sich gequält hatten.

Frisch ans Werk! Die Dämmerung ist hier kurz, und es mußten noch Fackeln besorgt werden. Die bot uns das Flußufer; bald lag dürres Taquararohr in handlichen Bündeln aufgehäuft; und bald brauchten wir sie; denn die Nacht wurde rabenschwarz, der Himmel war von schweren Wolken verhangen, kein Sternlein blinkte zu uns nieder, und Mondschein stand nur im Kalender. Doch das war gerade das beste Wetter für unser Vorhaben.

Also los! Die Jacke herunter, die Hosen aufgetrempelt, in die eine Hand die Fischgabel oder in deren Ermangelung das lange Waldmesser, in die andere die Fackel, und während die einen von uns mit Hilfe des Boots die lange Grundangel von einem Ufer des Flusses zum anderen legen, hüpfen wir anderen ins Wasser. Da heißt's aber springen und aufpassen! Von Stein zu Stein, über breites, schäumendes Wasser muß man setzen, nach den Fischen spähen und blitzschnell, wo sich einer zeigt, zutoßen, denn sie warten nicht. So ein Fischstechen ist auch ein Sport, und man kann es auch in ihm zur Meisterschaft bringen. Da war unter uns ein junger Bursch, ein langbeiniger, der kannte das; auch die Steine unter dem Wasser „kannte er schon alle auswendig“, und so langte er dahin mit einer Sicherheit, die



An der Stromschnelle.

verblüffend war. Mein Junge hat sich ihn als Vorbild genommen; den jungen Gliedern gelingt das, und auch ich wage einen weiten Sprung nach einem unter dem Wasser hervor-schimmernden Felsen. Aber der tüchtige Geselle hatte eine so glatte, schräge Fläche! Der Fuß glitt ab, und im Nu war ich im Sturzbad, in dem die Fackel zischend erlosch. Hilfsreiche Freunde leuchten mir heraus, aber mit dem Stechen ist's vorbei, denn die Fische sind inzwischen scheu geworden.

Auf einer Insel lodert aber ein tüchtiges Feuer, über ihm brodelt im Kessel der Maté, der brasilianische Tee, und an ihm wird ein saftiger Spießbraten zubereitet. Dorthin zieht es uns. Der Himmel öffnet zwar seine Schleusen, aber wir sind an Kläse gewöhnt und lagern gemüthlich, rauchend, „Maté tomend“, wie es in der schönen deutsch-brasilianischen Wortbildung von tomar = nehmen heißt, und schauderhaft schöne Geschichten erzählend. Ob uns wohl die eingeborenen Landsleute, die Bugern, belauschen? Leicht möglich, aber was schadet es, wir leben mit ihnen in Frieden, sie haben uns noch kein Vieh geschlagen und kein Eisenzeug gestohlen, und von unserer Seite ist noch auf keinen geschossen worden. Wir sind sicher im Wald, und ein musikalisch veranlagtes Mitglied unserer Gesellschaft schnitt sich von Taquararoher eine Flöte und entlockt ihr zauberhafte Weisen.

Einem von uns ist es aber doch zu naß, er möchte am liebsten nach Hause gehen, aber man hat schon am Tag seine liebe Not, den Weg durch den Wald zu finden. „Es geht nicht, Dicker!“

Um die Weihnachtszeit ist es. Drüben in der Heimat, da hatte er es bequemer, der Fischhändler brachte den Karpfen ins Haus. Aber wir lachen dazu; es ist doch schöner, sich selbst den Fisch für die Weihnachtstafel zu fangen. Und die Musbeute verspricht reich zu werden, denn die Vegangel weiter unten im tieferen Wasser arbeitet gut; die wird noch ein paar mal bis zum Tagesanbruch nachgesehen und frisch mit Regenwürmern gefödert.

Ein hellgrauer Schein im Osten zeigt uns an, daß die Sonne emporsteigt, wenn wir auch nichts von ihr zu sehen bekommen. Ein Waldhuhn ruft, ein anderes antwortet weit drüben, auch die anderen Vögel werden nach und nach laut, und wir rüsten uns zum Ausbruch.

Jetzt geht's im Boot stromab! Wie schön furcht unser Fahrzeug aus gehöhlter Feder die spiegelglatte Wasserfläche! Es wird gesungen und Unfug getrieben. Aber nicht zu lange, da ruft der Mann vorn: „Achtung, alle ruhig sitzen!“

Wir sind bei der ersten Stromschnelle, aber wir kennen die Stelle, wo man durchkommt. Schon zieht der Strom gewaltig. . . . Jetzt, hurra! schießen wir hindurch. Zwar streift der Boden unseres schwerbelasteten Rahnes die Felsen unter ihm, aber ein gewaltiger Stoß des Mannes da hinten sorgt dafür, daß er nicht hängen bleibt, quer gerissen wird oder gar mit der Spitze nach vorn überschlägt. Das war dessen Sache, aber der Mann vorn darf auch nicht müßig sein, sonst rennt der Kahn gegen die Felsen. Das müssen „feste Kerle“ sein, die beiden: kaltblütig, rasch und stark. Die anderen brauchen nur ruhig zu sitzen.

Als wir die vierte und letzte Stromschnelle glücklich genommen hatten und nun bis nach Hause nur noch eine lange, stille Strecke vor uns lag, da sagte ich: „Pui Teufel, ist das kalt, wenn man so naß ist. Ich schwimme jetzt bis nach Hause, im Wasser ist's wärmer.“

Und alles, was schwimmen konnte, folgte meinem Beispiel.

Am Landungsplatz, den wir stolz unseren Hafen nannten, wurde die Beute geteilt. Für jede Familie, gleichviel ob sie einen oder mehrere Teilnehmer zu dem Zug gestellt hatte, gab

es gleiche Teile. Ja, wir Wilden sind sehr gute Menschen. Mein Anteil war schwer. Ich war froh, daß wir nicht mehr gefangen hatten. Als ich mit der schweren Last und mit meinem Jungen vor meiner lieben Frau stand, sagte sie: „Gott sei Dank, daß ihr wieder da seid, aber ihr werdet beide krank werden.“

„Krank? Ach wo!“ Man ist in Brasilien an das Naß-werden gewöhnt. Reichlich brachte uns das Wasser Freuden, aber auch Wasserleid und Wassernot lernten wir kennen.

Unsere Verbindung mit der übrigen Welt war die Dona Franciscastraße, die von Joinville über Sao Bento bis auf fünf Kilometer von Rio Preto hinaufführt. Der Rest der Strecke war aus Privatmitteln bis nach unserem Ort verlängert worden. Von hier weiter nach Rio Negro, einem kleinen Städtchen Paranas, führte damals nur ein Mulo-weg. Alle unsere Waren bezogen wir deshalb von Joinville oder Sao Bento, denn von dorthen konnten wenigstens Wagen den Verkehr vermitteln. Diese Wagen blieben aber einmal aus, als es mehrere Wochen lang, Tag für Tag, Nacht für Nacht, geregnet hatte. Die Wege waren eben grundlos geworden. So fehlte mir dies und jenes, und ich mußte nach Sao Bento, das 35 Kilometer entfernt war, reiten, um das Nötige zu besorgen.

In meinen Poncho gehüllt, trabte ich also in den Regen hinaus. Dieser „Poncho“ ist ein kreisrundes, gefüttertes Stück Tuch mit einem Loch in der Mitte, zum Durchstecken des Kopfes. Da er im Stehen bis etwas unter das Knie reicht, schützt er beim Reiten auch Beine und Sattelzeug vor dem Regen. Aber heiß ist es darunter, und wenn er gründlich naß wird, nimmt er ein Gewicht an, das wenig angenehm ist.

Langsam schritt mein Baco (Falber) über die Brücke des Rio Preto, der schon ziemlich hoch angeschwollen war. Er schnob und guckte mit Mißtrauen durch die breiten Ritzen der Bohlen auf das Wasser darunter. Das Zittern der Brücke paßte ihm augenscheinlich nicht, und er trat so leicht, als ob er sie über sein Gewicht täuschen wollte. Wir dachten nicht, daß es das letzte Mal war, daß wir über diese Brücke setzten.

Am anderen Ufer ging es in scharfem Trab vorwärts. Aber der Weg wurde immer schlechter. Manchmal steckte das Pferd im Wasser, das ihm bis an den Bauch reichte, dann setzte es über Lehnhügel, wo alle Hufe zugleich ausglitten, nur selten konnte man eine Strecke neben der Straße auf dem Gras traben. Die Landschaft war verändert, die Flüsse angeschwollen, selbst der kleine Rio dos Bugres breitete sich wie ein See aus. Auf der Landstraße kein Wagen, kein Reiter, keine Menschenseele — alles wie ausgestorben. Die Einwohner, meist gute Bekannte und Landsleute, hatten sich in ihre Häuser verkrochen. Trotz alledem kam ich glücklich ans Ziel, erledigte meine Geschäfte und trat, um ein Gepäck von 24 Kilogramm schwerer, den Heimritt an. Aber gleich hinter Sao Bento kamen die Abenteuer.

In Langol steht ein guter Freund vor seinem Hause.

Es wäre schon halb finster, meint er, ich sollte bei ihm über Nacht bleiben.

„Ich bin gewöhnt, in der Nacht zu reiten, und das Pferd findet im Finstern seinen Weg so gut wie am Tage.“

„Na, wenn du doch im Finstern reiten willst, bei dem Wetter, da können wir auch noch vorher eine Partie Billard spielen.“

Ich stand starr. „Was, ein Billard habt ihr hier? Seit wann denn?“ Es zog.

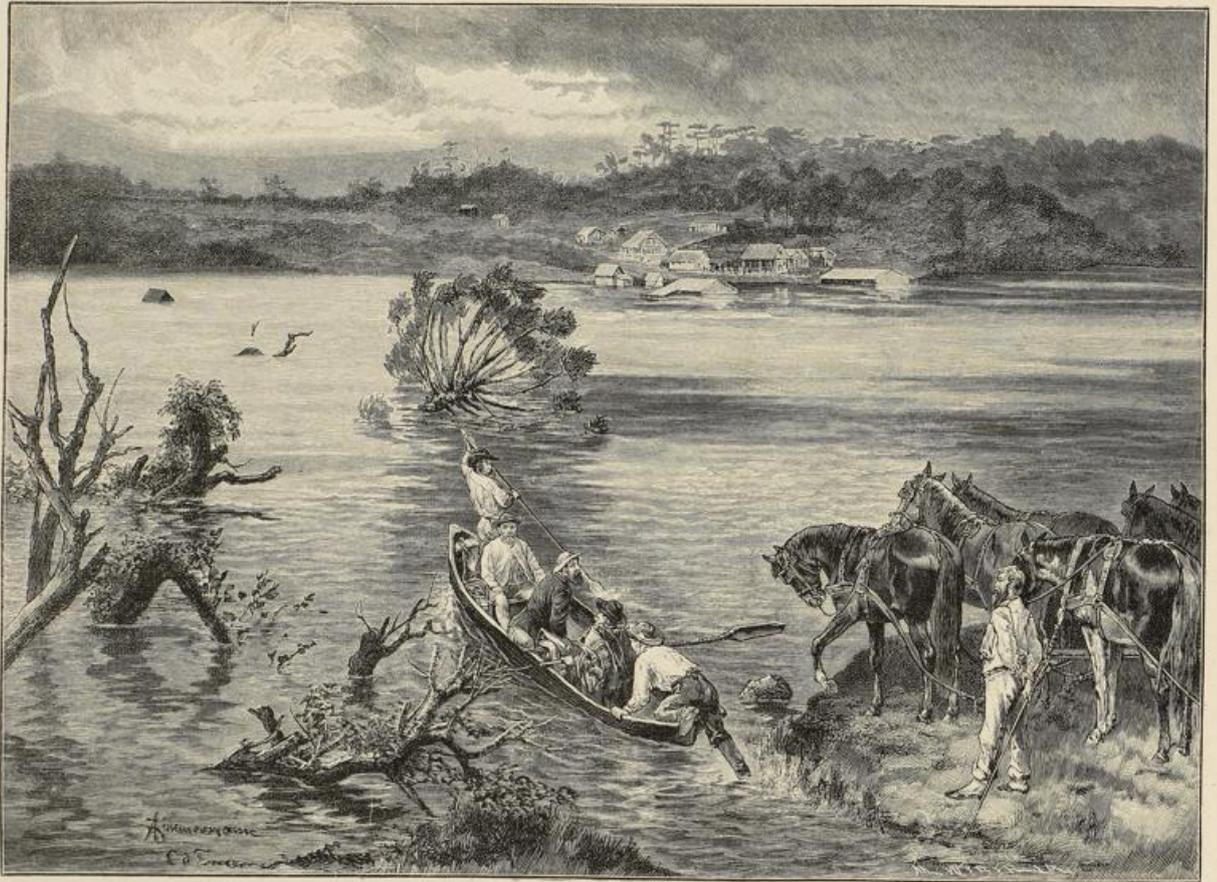
„Laß das Tier bei mir im Stall, da hat es Mais, und nachher kann es rausgehen in das kleine Pilet, ein bißchen Gras fressen und sich wälzen, und jederzeit kannst du wieder satteln!“



Ritt durchs Wasser.



Beim Schmaus.



Stochwasser.

Gesagt, getan! Als wir um neun Uhr abends zurückkamen, war wohl das Sattelzeug da, aber weiter nichts. Mein Baco war fort. Es hätte ihn niemand herausgelassen, sagte man, und das Tor war zu. Also mußte er über den Zaun gesprungen sein, und wir fanden auch beim Schein der Laterne die Spuren des Sprunges, drinnen und draußen.

„So, nun hat er mir's aber angetrichen, der Lump! Suche ihn jetzt, wer Lust hat. Womöglich ist er schon zu Hause.“

„Nimmst halt morgen meinen, wenn wir deinen nicht finden“, tröstete der Freund, und ich blieb über Nacht.

Am anderen Morgen guckte aber mein Baco aus dem Stall heraus. Die Stelle, wo er einmal Futter bekommen hatte, war ihm in angenehmer Erinnerung geblieben.

In Begleitung eines jungen Brasilianers ritt ich heim. Es lief alles gut ab, bis vors Haus, bis zum Rio Preto. Der war inzwischen noch mehr geschwollen. Das Brückengeländer guckte nur noch mit den oberen Balken heraus und mitten auf der Brücke hing eine Laterne, halb schon im Wasser. Wie ich später erfuhr, hatte meine Frau sie dahin gehängt, als schon das Wasser über die Bohlen ging, für den Fall, daß ich in der Nacht zurückkäme. Mein kleines Bübchen von vier Jahren hatte immer das Wasser mit seinem kleinen Topf wegschöpfen wollen. Es wollte die ganze Nacht arbeiten, wenn's nötig wäre. Die Guten hatten sich geängstigt und wußten nicht, daß der Herr Vater in Langol gerade Billard spielte.

Am anderen Ufer stand die halbe Bewohnererschaft unseres Dorfes versammelt, um die Brücke abgehen zu sehen. Einige Baumstämme, die der Fluß trieb, hatten sich vorgelegt, und ein besonders mächtiger steckte, mit dem Wipfelende emporragend, davor. Mit wuchtigen, gewaltigen Schlägen ramnte er gegen unsere arme Brücke, die in allen Fugen frachtete.

„Wollen wir noch drüber?“ fragte ich meinen Begleiter. „Schlimmstenfalls müssen die Pferde schwimmen!“

Doch da hob sich schon die Brücke in ihrer ganzen Länge, legte sich um und schwenkte ab.

„Hurra!“ rief ich unwillkürlich und schwenkte meinen Hut, und „Hurra!“ tönte es von drüben, als ob das ein so besonders erfreuliches Ereignis gewesen wäre.

Bald aber kam die Befinnung, ich mußte doch über den Fluß, zu Weib und Kindern. In unserer Niederlassung hatten wir damals kein Boot, aber ich besann mich, daß ich früher eins in Langol auf dem Teich gesehen hatte. Also zurück, und ich sprach mit dem glücklichen Besitzer des Ramus.

„Das kannst' scho' hab'n. Aber kaput is'!“



Abersehen.

„Ach herrje! Vielleicht können wir's flicken?“

„Schau's halt an!“

Es ging! Unten vorn ein faustgroßes Loch, sonst nur wenig Schaden. Das kriegen wir schon. Einen alten Eisen- topf her! Wachs und Talg ist hier, Kolophonium hat der Brauer. Feuer drunter und die richtige Mischung — nicht zu spröde — zusammengeschmolzen. Dann ein paar alte Sack- lumpen dazwischen getränkt und ins Loch gestopft, flach geklopft, so lange es heiß ist; ein paar glatte Sackstücke von beiden Seiten darüber geklebt und darüber noch zuletzt einige Stücke Blech genagelt. Fertig!

„Damit kannst jetzt fahren, bis af Wien!“

Und da kam auch schon der Wagen angerastelt, mit sechs tüchtigen Pferden bespannt. Wir luden auf, es kamen noch ein paar Leute mit, und wir krochen hinauf unter die Plane. Mein Baco wurde hinten angebunden. Im schlanken Trab griffen die Pferde aus, als wär's die feinste Staatskutsche.

Als wir am Rio Preto anlangten, lächelte uns sogar die Sonne, die sich auf ein paar Augenblicke zeigte.

Meinen Baco befreite ich von Sattel und Zaum.

„Laut, Alter! Heute kann ich dir keinen Mais geben. Such' dir schönes Gras und Cararohr!“

Er wieherte nur noch, dann aber machte er entschlossen linksrum und schlug sich in die Büsche.

Wir aber steuerten unseren Kahn dem jenseitigen Gestade zu, den treibenden Bäumen achtungsvoll ausweichend. In der Mitte aber mußten wir uns doch gehörig in die Riemen legen; es zog abscheulich. Freudig wurden wir begrüßt, und vor allem das Kanu. Es mußte uns ja für die nächste Zeit unsere Brücke ersetzen; denn nach einer kurzen Pause öffneten sich die Schleusen des Himmels wieder. Noch acht Tage regnete es ununterbrochen, und der Fluß stieg noch um drei Meter. Häuser gingen uns nicht verloren, denn sie lagen fast alle hoch; aber alle Brücken bis zur Stadt Rio Negro waren weg, und wir lebten wie auf einer Insel. Alles mußte mit Kanu übergeholt werden, sogar Pferde und Ochsen. Jedes einzelne Hornvieh wurde an den Laßo genommen und hinübergerudert. Einfach hineintreiben konnte man sie nicht, da nahm sie der Strom mit, den Fall hinunter. Halbe Wasserratten waren wir in der Zeit geworden, und das dauerte ein ganzes liebes Jahr, bis die Regierung uns eine neue, höhere Brücke bauen ließ.

## Im Luftballon zum Nordpol einst und jetzt.

Plauderei von Hans Dominik.

**S**chneller Folge berichten uns unsere Tageszeitungen von neuer technischen Errungenschaften. Einen Tag werden sie bewundert. Dann vergißt sie unser schnellebiges Zeitalter oder betrachtet sie als etwas Selbstverständliches. Aber diese kleinen Tagesfortschritte addieren sich und bilden zusammen den großen Fortschritt der Jahre und der Jahrzehnte.

Recht deutlich kommt uns das zum Bewußtsein, wenn wir einen Jahrgang älterer Zeitschriften durchblättern. Da lesen wir z. B. im Jahr 1898, daß es endlich gelungen sei, mit Röntgenstrahlen den menschlichen Körper zu durchleuchten, eine Röntgenaufnahme, die heut jedes Röntgenkabinett in wenigen Sekunden fertigt. Wir lesen weiter im Jahr 1899, daß auf einer Automobilwettfahrt die riesige Reisegeschwindigkeit von 50 Kilometern in der Stunde erreicht wurde. Aber bereits 1901 fährt Gabriel die erste Etappe des Rennens Paris-Madrid mit einer Reisegeschwindigkeit von 105 Kilometern und kommt in Bordeaux eine Stunde früher an als der schnellste französische Kurierzug. Im Jahr 1900 wird der 70pferdige Motorswagen des französischen Gordon-Bennettfahrers Jourier als ein unerhörtes Wunder der Technik in allen Zeitungen gepriesen, und bereits 1904 kommen 120pferdige Wagen zum Gordon-Bennettrennen. Im Jahr 1897 berichtet Professor Slaby über die ersten Marconiversuche, bei denen eine Verständigung über 7 Kilometer erzielt wurde. Wahrhaft dramatisch liest sich dieser Bericht: vor einer umgestülpten Kiste fauern die Teilnehmer jenes denkwürdigen Versuchs am Strand und schauen hinüber nach der nebelblauen Insel, von der die Zeichen geheimnisvoll durch den Äther daher flattern sollen. Alle erschauern, als der Morseapparat von selbst zu ticken beginnt und die Botschaft niederschreibt. Doch bereits sechs Jahre später ist man ein gutes Stück weiter gekommen. Im Jahr 1903 ragen in Südengland und Neufundland zwei Riesentürme für drahtlose Telegraphie zum Himmel, und die staunende Welt erfährt, daß der Buchstabe S zum erstenmal drahtlos über den Atlantischen Ozean, über 1000 deutsche Meilen hinweg telegraphiert und empfangen worden ist.

Das Studium alter Zeitungen ist interessant, interessanter noch der Vergleich ähnlicher technischer Unternehmungen, die mehrere Jahre auseinander liegen.

Zu solchem Vergleich reizt die Wellmansche Nordpolerpedition, die in diesem Jahr vorbereitet wird. — Sie will ebenso wie vor neun Jahren das Andreesche Unternehmen den

Pol im Luftballon erreichen. In dieser Grundidee sind sich die beiden Expeditionen gleich. Im übrigen aber haben neun Jahre technischen Fortschritts genügt, um sie in allen Einzelheiten ganz gründlich zu verändern.

Als Andree vor rund zehn Jahren den Plan faßte, im Ballon zum Pol zu fahren, da gab es noch kein lenkbares Luftschiff. Die einzige Möglichkeit, den Flug des Ballons ein wenig zu beeinflussen, war durch die Schleppeile gegeben. Wenn man genügend lange und schwere Seile vom Ballon aus auf dem Erdboden nachschleifen ließ, so bot sich eine schwache Möglichkeit, den Ballon mit Hilfe von Segelflächen zu steuern. Es war dann möglich, bis zu 30 Grad von der Windrichtung abzuweichen, immer vorausgesetzt, daß die Schleppeile sich nicht zwischen Eisstrümmern verfang und unbrauchbar wurde. Unter solchen Umständen blieb Andree auch bei Verwendung der Schleppeile in der Hauptsache vom Wind abhängig, und der Sommer 1896 verfloß unter fruchtlosem Warten auf günstigen Wind. Natürlich wurde der Ballon in dem Jahr 1896/97 nicht besser, und im Sommer 1897 ließ er nach der neuen Füllung bereits ganz bedenklich Gas entweichen. Man wußte damals bereits ziemlich sicher, daß er nicht länger als höchstens vierzehn Tage schwebend erhalten werden könne, und es war eigentlich ein Akt der Verzweiflung, als Andree im Sommer 1897 bei dem ersten einigermaßen günstigen Wind aufstieg. Er scheute sich vor dem Fluch der Lächerlichkeit und verlor sein Leben darüber.

Ganz anders ausgerüstet tritt die Wellmansche Expedition den Elementen gegenüber. Nicht umsonst hatten in der Zwischenzeit die Gordon-Bennettfahrer ihre Knochen riskiert. Nicht umsonst hatten Tausende von Automobilisten zehn Jahre lang gegen das Vorurteil der Menge und die Kurzsichtigkeit der Behörden gekämpft. Der Preis ihrer Bemühungen war der leichte und doch starke Automobilmotor, der in den Händen der Santos Dumont und Lebaudy dem Luftballon die so lange gesuchte Lenkbarkeit geben sollte. Noch ist es in aller Erinnerung, wie Santos Dumont eine Million nach der anderen opferte, ein Luftschiff nach dem anderen baute, und wie sein Unternehmen am Ende an Sicherheit gewann. Während seine ersten Fahrten mit jähen Stürzen endigten und er einmal nur das Leben behielt, weil sich beim Fall sein Mantel im Gitterwerk eines Balkons im fünften Stock verwickelte, konnte er mit seinen späteren Modellen bereits sichere Ausflüge unternehmen.

Es kam das Jahr 1903, in dem das Dumontsche Luftschiff bereits ein gern gesehener Gast in den Pariser Parks war und oft wenige Meter über dem Rasen hielt, um einen Passagier auszusetzen und einen anderen dafür mitzunehmen. Santos Dumont fand einen Nachfolger in Lebaudy, der das Problem bis zu einer vorläufigen Vollendung förderte. Sein leichtes Luftschiff machte wiederholt zehn deutsche Meilen weite Fahrten und kehrte dabei jedesmal wohlbehalten zum Ausgangsort zurück. Die Eigengeschwindigkeit betrug dabei 15 bis 20 Meter in der Sekunde. Nun folgt den beiden Franzosen der Amerikaner Wellman. Sein Luftschiff ist unter Benutzung all' der französischen Erfahrungen gebaut. Seine Reisegeschwindigkeit dürfte daher derjenigen der französischen Modelle nicht nachstehen und etwa 50 bis 60 Kilometer in der Stunde betragen. Unter der Voraussetzung, daß der Aufstieg auf einer der nördlichen Inseln, etwa unter 75 Grad nördlicher Breite erfolgt, wird daher die Fahrt bis zum Pol nur etwa 32 Stunden dauern, und es wird möglich sein, in drei Tagen von einer solchen Expedition wieder zurückzukehren, immer vorausgesetzt, daß die Maschinerie in gewünschter Weise arbeitet.

Ins Auge fallend bleibt aber der gewaltige technische Fortschritt gegen 1897.

Als Andree aufstieg, nahm er Proviant für drei Monate mit, obwohl er wußte, daß sein Ballon nicht 14 Tage lang das Gas halten konnte. Er rechnete sicher damit, irgendwo in der Eiswüste zu fallen und den Heimweg unter schlimmen Gefahren in zwei, vielleicht drei Jahren erkämpfen zu müssen. Die modernen Nordpolfahrer wollen, wenn irgend möglich, noch in der Woche, in der sie abfliegen, auch zurückkehren. Sie wollen, wenn möglich, die Fahrt mit allem nur denkbaren Komfort zurücklegen und aus ihrer behaglichen Gondel aus sicherer Höhe auf Gletscherfelder und hungrige Eisbären heruntersehen.

Ganz anders sind in den vergangenen neun Jahren auch die Verständigungsmittel geworden. Als Andree fortging, nahm er einige Brieftauben mit, um wenigstens die eine oder andere Nachricht in die Heimat gelangen zu lassen. Wie man weiß, ist nur eine einzige Brieftaube, die kurze Zeit nach dem Aufstieg abgelassen wurde, angekommen. Wohin irgend ein windiger Wind den Schweden verschlagen hat, ob er auf Eisfeldern, vielleicht in nächster Nähe des erstrebten Pols zugrunde ging oder ob er, durch einen Südwind in den offenen Ozean getrieben, in den Wellen verschwand, das wird wohl nie geklärt werden.

Ganz anders ist der Verkehr mit dem Wellmanschen Ballon gedacht. Dieser wird selbst eine kräftige drahtlose Station an Bord haben. Ein hundert Meter langer Draht, der aus der Gondel herunterhängt, gibt das schönste Luft-

leitergebilde ab und dürfte eine Verständigung über viele hundert Kilometer mit einer gleichartigen Station gestatten, die an der Abfahrtsstelle errichtet werden soll.

Als vor dreißig Jahren Jules Verne seine Helden im Ballon durch Afrika reisen ließ, beging er eine Tat, die von allen Seiten als schönste Utopie verschrien wurde. Man kannte den Ballon als ein höchst kippeliges Fahrzeug. Man wußte, daß man sich gratulieren müsse, wenn man bei der Landung ohne Arm- und Beinbruch davonkam. Höchst verwunderlich wirkte daher die Jules Vernesche Erzählung, in der die Helden aus der Gondel ihres Ballons in fieberfreier Höhe das dunkle Afrika unter sich dahin ziehen sehen und nach dreistündiger Fahrt bereits zu diskutieren anfangen: Hier erlitt Burton seine ersten Fieberverluste, hier mußte Speke seine erste Expedition aufgeben und umkehren usw.

Und doch dürfte die Wellmansche Nordpolfahrt etwas ganz Ähnliches bringen. Wenn das Luftschiff vom 75. Breitengrad mit der genannten Geschwindigkeit abfährt, so wird es in etwa zwei Stunden einen Breitengrad hinter sich bringen. Die Passagiere werden nach zehn Stunden an der Stelle sein, wo Peabody 1853 umkehren mußte. Sechs weitere Stunden werden sie bis zum 83. Grad bringen, an dem die „Discovery“ im Jahr 1875 Halt machen mußte. Nach abermals sechs Stunden werden sie den 86. Grad erreicht haben, an dem seinerzeit Nanens Reise zu Ende kam. Dann folgt die Fahrt über unerforschtes Gelände. Vier Breitengrade, also acht Stunden Fahrt, sind zu machen, und das Luftschiff kann sich auf dem Pol niederlassen und zum größeren Ruhm der Union das Sternenbanner hissen.

An einem gerade aktuellen Beispiel zeigt hier ein Vergleich den gewaltigen Fortschritt der Technik im Lauf von neun Jahren. Wer zur Zeit Andrees das Wellmansche Unternehmen mit seinen technischen Einzelheiten vorausgesagt, wer von einem Motor gesprochen hätte, der für die effektive Pferdestärke nur 2,5 Kilogramm wiegt, der wäre für einen unverbesserlichen Optimisten gehalten worden. Kein Techniker hätte ihn ernst genommen, und man hätte ihn noch hinter Jules Verne einrangiert. Neun Jahre haben genügt, um solche unwahrscheinliche Utopie zur realen Wirklichkeit zu machen. Angesichts solcher Fortschritte darf man wohl die Frage stellen: Wie wird man im Jahre 1915 zum Pol reisen? Man wird wenigstens die Vermutung aufstellen können, daß dann Bergnügungsreisen zum Pol im Gesellschaftsluftschiff ebenso an der Tagesordnung sein werden wie jetzt Dampferfahrten zum Nordkap. Die Lebenden werden es sehen und vielleicht noch mehr erleben und verwirklicht finden, als sie heut zu erwarten wagen. Ist doch die moderne Technik schon oft eine bessere Dichterin gewesen als die kühnste Phantasie.

## Georg Bangs Liebe.

Roman von Karl Rosner.

(17. Fortsetzung.)

**D**as Glück der Frau Marie Bang hatte verweinte Augen und trug graue Kleider.

Es hatte ihr das Wünschen und die Sehnsucht all' dieser letzten Jahre nun erfüllt: Georg war wieder da bei ihr! Aber es hatte, wie es gab mit einer Hand, so mit der anderen genommen — sie trauerte um ihren alten Freund und wußte nun erst, da er fortgegangen war, was alles er für sie und für die Ihrigen gewesen.

Bis in die letzten Stunden hatte ihn die Fürsorge für sie und für Georg nicht verlassen. Was er befehlen hatte, sollten sie nun haben. Georg stand als junger Chef im Buchladen da draußen in der Mariahilferstraße, der durch so lange Zeit der Stolz des Herrn Franz Schneeberger gewesen

war. Und Frau Marie Bang, der all' die Weichheit, die in der letzten Nacht seines Lebens das Wesen ihres alten Freundes so still verklärt und mild umkleidet hatte, noch in der Seele zitterte, die wußte: er hatte mit seiner Bestimmung ihr selbst die späten Tage, die ihr noch beschieden waren, verschönen wollen, er wollte ihr den Georg wiedergeben und wollte, daß sie ihre Hände nun von der Arbeit völlig ruhen lasse.

Ruhen dürfen — oh, wie sie sich danach oft gesehnt hatte . . .

Wenn sie dann saß und still hinunterschaute auf ihre Bäume, die noch einmal blühen wollten, und deren müßig gewordene schwere Äste doch nur so wenig zage Kerzen trieben, dann schien es ihr nun oftmals wie ein Traum, daß diese Zeit der Ruhe nun für sie da sein sollte. Wie ein Erwarten

blieb es stets in ihr — ein Warten auf ein Etwas, das noch fehlte.

Nur abends, wenn Georg auch gekommen war, dann trat in ihren Blick ein neues Leuchten.

Dann saßen sie beim Schein der Lampe um den Tisch und fühlten alle drei das Glück der Stunde.

Bis gegen zehn Uhr blieb Georg meist, dann ging er. Ganz in der Nähe des Geschäfts hatte er sich vorläufig ein Zimmer gemietet, in dem er schlief. Er wußte, daß in der bescheidenen kleinen Wohnung kein Raum für ihn verblieb, und wollte dann erst seine Mutter bitten, zu ihm zu kommen in ein neues Heim, wenn er mit Sephi dieses neue Heim gründen konnte.

Und auch in die jetzt unbewohnten Zimmer des Herrn Schneeberger einzuziehen, hatte ihn widerstrebt. Noch lag zu frisch das Leid auf diesen Dingen. Er fühlte darin wie die Mutter, die auch nur leise das Haupt wiegte, wenn auf die alten, blank polierten Mahagonimöbel die Rede kam, die dort in den stillen Stuben träumten.

„Das alles ist einmal für dich, mein Bub — für dich und Sephi . . .“

Wann aber dieses „Einmal“ kommen sollte, darüber schwieg Frau Marie Bang. Darüber sprach dann nur das stille zage Lächeln ihrer Augen, das so viel tiefes Wissen von geheimnisvollen Dingen barg.

Doch hier und da, wenn dieses Lächeln in müdes Träumen überging, und wenn sich dann die schwer gewordenen Lider senkten und die Atemzüge der alten Frau gleichmäßig durch das Zimmer zogen, dann suchte wohl die Sehnsucht der zwei Menschen, die sich seit ihren Kindertagen liebten, ein letztes Ziel.

Dann saßen beide still, und ihre Blicke fanden sich und ihre Hände. Sie hielten sich umschlungen, und mit leisen Stimmen redeten sie von ihrer Liebe und von ihrem Sehnen.

„Sephi, du . . .! Daß ich dich so halten darf! Sag, weißt du's denn, was du mir bist? Mein ganzes Leben nißt sich nur an dir — seit ich ein Fühlen habe, kommt's zu dir . . .!“

„Und ich, mein Georg? Ist's bei mir denn anders?“

„Und wie das werden wird, wie wunderschön! In allen diesen Jahren hab' ich mich ja so danach gesehnt! Im Herbst Sephi — im Herbst! Ist's recht . . .?“

Sie nickte nur und schmiegte ihre Wange an die seine.

„Jetzt liegt das Schwere noch zu nah auf uns, da wollen wir's der Mutter noch nicht sagen. Sie soll erst wieder ihre Ruhe und ihren inneren Frieden haben, die aber werden ihr der Frühling und der Sommer bringen. Meinst du nicht auch?“

Und wieder nickte sie, aber ihr Blick ging sorgenvoll dabei hinüber zu der alten Frau.

„Ja, Georg, so soll's sein.“

Und unsere Wohnung, die wir nehmen — drei Zimmer nehmen wir, ein Wohnzimmer, eins für die Mutter und dann eins für uns — die soll ganz in der Nähe des Geschäfts liegen, denn ich will jede freie Viertelstunde dich und die Mutter sehen können.“

„Du . . .“ Sie strich ihm mit der schmalen, zarten Hand über das Haar und über seine Wange. All ihre Liebe lag in diesem einen Wort und in dem Beben ihrer schlanken Finger.

„Du sollst dich auch nicht mehr plagen müssen, Sephi, denn das Geschäft geht gut und wird bald besser gehen. Glaub' mir, wir werden keine Sorgen haben, und glücklich werden wir in unserem kleinen Heim dann sein, wie's nie zwei Menschen waren. Fühlst du das auch so? Sag!“

„Wie schön das sein wird . . . du . . .“

Und wieder Schweigen zwischen ihnen beiden, und statt der Worte nur ein sehnedes Träumen: Im Herbst . . . im Herbst . . .

Aber der Frühling ging, und auch der Sommer kam, ohne daß diese Schwere, die so lastend den müden Rücken der Frau Bang zur Erde beugte, von ihr gewichen wäre.

Nicht mehr der Schmerz stand jetzt um diesen wehen Mund, doch eine stille Bitternis. Die Ruhe, die so glättend und so milde ist, die jede Herbeheit löst und nur den wunschlos träumerischen Frieden kennt, die war an Frau Marie Bang vorbeigegangen.

Einmal in dieser Zeit war es, daß Georg fragend ihre Hände in die seinen nahm. „Mutter, sag, fehlst dir was? Fühlst du dich krank? Willst du hinaus aufs Land?“

Da fand sie nur ein stilles, mildes Lächeln.

„Aufs Land?“ sie schüttelte den Kopf. „Ich werde wohl nur noch die eine Reise tun . . .“

„Mutter, wie du so reden kannst! Du sollst uns noch so viele Jahre bleiben! Sag, bist du denn nicht glücklich jetzt, daß du so sprichst?“

„Glücklich? Was ich mir ersehnt hab', Georg, ersehnt seit so viel Jahren, das ist da. Ich hab' dich großgezogen, und du bist ein Mann. Ich hab' dich bei mir, und du bist gut. — Gut? . . . der Beste bist du deiner alten Mutter!“

„Was also plagt du dich denn, Mutter? Was machst du dir Gedanken und stille Sorgen? Du sollst doch jetzt erst aufleben — denk' selbst, ein Leben lang hast du geschafft — jetzt kommt die Zeit der Ruhe erst für dich!“

Da sah sie ihm nur lang' in seine Augen und lächelte ganz still und nickte leise. „Mein Bub . . .“

Und träumend sah sie dann in ihrem Sessel, sah nieder auf die alten morschen Bäume und sann den Worten ihres Georg nach. Wie hatte er gesagt? „Ein Leben lang hast du geschafft, jetzt kommt die Zeit der Ruhe erst für dich!“ Der Ruhe? Ja, sie konnte ruhig gehen. Das hatte sie sich durch ein Leben lang verdient.

Sie sann zurück, und vor ihr stand die Zeit, als er noch klein war und die Sorgen mit tausend Armen suchend nach ihr griffen. Wie oft war damals wie ein Ziel vor ihrem zagen Herzen der Gedanke: Wenn er erst groß ist, wenn er erst sein Plätzchen hat im Leben! Und der Gedanke hatte sie erstarkt in jener Zeit. Dann — dann sollte ja auch für sie ein Ruhen kommen! Jetzt war, was sie ersehnte, in Erfüllung, und nur die Ruhe, die war nicht gekommen.

Die Müdigkeit hatte sich schwer an deren Platz gesetzt. So matt war Frau Marie Bang geworden in diesen langen Jahren, die sie warten mußte . . . die tausend kleinen Sorgen hatten sie verbraucht . . .

Gleich wie ein Suchen zog's ihr durch den Sinn. Warum war sie nicht froh? Da war der Bub, dem es nicht fehlen konnte, und da war Sephi, die mit ihm zum Glück fand . . . war denn das alles nicht so viel, so schön? Wie doch das Leben seltsam war, daß es ihr nun die volle Freude nicht mehr gab! . . .

Und weiter sann sie still und mußte plötzlich, sie wußte nicht warum, der fernern Zeit gedenken, da sie hier durch diese Zimmer als junge Frau geschritten war . . .

Zehn Jahre der Verlobung lagen damals hinter ihr — zehn Jahre, während deren die Sehnsucht nach dem Ziel, die heiß gewesen, gemach so müd' und still geworden war. — Wie war das doch . . . wie war das doch? . . .

Sie strich sich über ihre Stirn und sah ein Bild vor sich und wußte nicht, wieso es kam: damals in jener Zeit der jungen Ehe, da war es auch so oft in ihr gleich einem Suchen . . . wonach doch nur? . . . wonach?

Sie fand es nicht. — Und weiter zogen ihre Träume und Gedanken in langen Reihen, wie die Wolken, die langsam über das Stück Himmel zogen, das sie von ihrem Fensterhans aus sah. —

Immer aufs neue in diesen Tagen, an denen alle Pracht und alle Schönheit des Sommers sich ergoß, versuchten Georg und Sephi die Mutter zu bewegen, daß sie sich aufraffe aus ihrem müden Träumen, daß sie mit ihnen — nur auf Stunden wenigstens — hinaus ins Freie komme. Aber beinahe immer stieß dieses Bitten auf den stillen Widerstand der Frau Marie Bang.

„Nein — laßt mich, Kinder — mir ist hier am wohlsten . . . Aber ihr — ihr sollt gehen! Was soll ich alte Frau unter den vielen jungen Menschen draußen? Nein, nein, ich bin da nur im Weg . . . Und nur nicht das — nur nicht den anderen im Weg sein! . . . Hier aber — nicht wahr Kinder? — hier heroben auf meinem Fensterstüb, da stür ich niemand und steh' niemandem im Licht . . .“

„Mutter!“ Georg trat zu ihr. „Du störst auch draußen niemand, wir nehmen einen Wagen und führen dich hinaus, nach Schönbrunn oder nach Ruzsdorf, oder . . .“

„Nach Ruzsdorf?“ Sie sah auf und lächelte ein wenig, dann aber kam aufs neue der Gedanke, den sie schon einmal ausgesprochen hatte. „Ja Georg . . . das kommt auch noch. Da führt ihr mich auch noch hinaus — da auf dem alten Friedhof, neben deinem Vater werd' ich liegen . . .“

„Was das wieder für Worte sind! Willst du uns denn wehtun, Mutter?“ Zärtlich strich er mit seinen Fingern über die müde, alte Hand.

„Wehtun? . . . Euch beiden? . . . Nein.“

Ganz veronnen sprach sie das. Und ihr Sinnen trieb, während sie noch so redete, wehmütig weiter.

Ob es denn nicht vielleicht das Beste wäre — für sie alle. Für ihren Georg und das Mädchel — und auch für sie. Die liebten sich, und sie war dieser Liebe am Ende wie ein Hemmnis — die trieb es heute fort in all die Sommerschönheit draußen, und sie blieben nur hier in den zwei kleinen Stuben um ihre Willen. Und wie mit diesem „Heut“, so war es vielleicht überhaupt — und war's noch nicht, dann mußte es doch kommen! Das fühlte sie, das ließ sie sich nicht nehmen. Die sehnten sich nach ihrem Sommerglück, nach ihrer Sonne für ihr junges Leben, und warteten doch still, weil sie im Licht stand . . . Nicht, daß die beiden das je hätten merken lassen . . . sie waren ja so gut zu ihr, Georg und Sephi . . . aber es war doch so, es mußte doch so sein . . .

Und wie sie so veronnen sah, da war es ihr, als hörte sie die eigene Stimme, als klangen vor ihr jene Worte, die sie vor wenigen Augenblicken erst gesprochen hatte: — nur nicht den anderen im Wege sein! . . . Und wie ein Schatten zog mit einem Male das ferne Bild der eigenen langen Braut-schaft und ihrer jungen Ehe vor ihr auf. Und was ihr damals nie so klar gewesen war, das stand ihr nun so deutlich vor der Seele — Nein — nein! dachte Frau Marie Bang, sie dürfen nicht, wie ich, den besten Teil des Glücks am Weg verlieren!

„Mutter?“ Georgs Hand fuhr ihr leise über den Scheitel. „Mutter? Was denkst du denn . . .?“

„Ich . . .?“ Sie sah auf, und ihre Augen trafen mit einem Blick, der wie ein gutes hingebendes Bitten war, in die des Sohnes. „Was ich denke? An dich hab' ich gedacht, mein Bub, und an die Sephi — an euch — ja, und daß ihr beide nur ein bißel Geduld noch haben müßt mit mir . . .“

„Geduld? Mutter, du weißt ja doch, was du uns bist! Und daß wir nur dich glücklich sehen wollen . . .“

Da nickte sie und lächelte und sah mit stillem Träumen wieder hinunter auf die beiden müden Bäume.

Doch dann im Herbst kam der harte Tag, an dem sie wußte, daß sie auf diesem stillen Fensterstüb nun nicht mehr lange ruhen sollte.

Georg war im Geschäft, Sephi in der Stadt. Vor Frau Marie Bang am runden Tisch aber sah der Hausinspektor und leuchte noch von der Anstrengung, die ihm die vier Treppen bis da herauf verurlicht hatten. Und während er nach asthmatischen Pausen sich mit dem blauen Taschentuch die perlende Stirn trocknete, stieß er seine Botschaft hervor:

„Ja — 's is' scho' so, Frau Bang — mir müßten räumen! So leid wie's uns is' um manche von die Parteien — g'rad

als wie um Sö, Frau Bang — aber net wahr, das seh'n S' ein . . .“

Einsehen? Nein — das tat sie nicht. Sie sah den wohlbeleibten alten Herrn, mit dem sie in den vielen Jahren, seit sie im Hause wohnte, so oft gesprochen hatte, und konnte nicht verstehen, daß es Ernst mit seinen Worten sei.

„Räumen? Und ich soll fortziehen von hier?“

Er lachte verlegen und tupfte dabei immer wieder mit dem zum Knäuel geballten blauen Tuch gegen die Stirn und die Schläfen.

„Ja — wird halt do' nix ander's übrig bleiben — so leid's uns is — no ja, wann ma' so a Partei seit über fünf-zwanz'g Jahr' im Haus g'habt hat — net wahr? — und nie kein Anstand net g'west . . . ! . . . Demaliert soll werd'n — im Frühjahr schon — no ja, verdenken kann ma's denen Erben net. Dö können ja drei reiche Häuser hinstellen — wissen S', so mit allem Komfort nach der à la mode — wo jezt dö's eine dasteht — mit dem Mordstrumm Hof . . . Aber freilich — der alte Herr selig, hätt's net g'macht — und unjerein' kommt's hart an — gelt? No da hab' i' mir halt 'denkt: krallst auffi die vier Stöck und sagst es der Frau Bang — an d' andern Leut im Haus da hab'n mir's g'schrieben — aber bei Jhnen, net wahr? — wo S' so lang scho' dasein . . . ja . . . und a so stille Partei . . .“

Er schwieg verlegen und sah auf sein blaues Sacktuch nieder, das er entfaltete und sorgsam wiederum zu einem neuen Knäuel mit trockenem Deckblatt formte.

Frau Bang aber blickte ihn an, als läge es in seiner Hand, all dieses drohende Unheil von diesem stillen alten Haus fernzuhalten.

„Aber Herr Schleizer — das ist doch nicht möglich. Das alte Haus — und ist doch noch so gut erhalten . . .!“

„Ja — is' halt doch so! Schaun S', Frau Bang — dö's is' die Zeit — die will halt's Reiche! Is' ja jezt überall a so! Und wann i' dö's Wienbett erst noch zuadeckt hab'n, dann krieg'n mir ja a ganz a reiche Stadt da herauf. — Zweihundert Jahr' beinah steht's da, das Haus — freilich halten tät's länger a noch — aber d' Leut! Dö woll'n was ander's jezt — mit Badzimmer und mit elektrischer Beleuchtung! Da kann der alte Bau halt nimmer mit — is mit die Menschen g'rad a so! Mit mir a — mi' schicken's dann a in Pension — dö Erben!“ Er lachte ein wenig mit bitterem Humor. „Na ja — demalieren und umbau'n können i' mi' net lassen . . . sonst macherten i' vielleicht a so an' juristischen reichen Hausinspektor nach der à la mode aus mir — oder vielleicht auch drei!“

Und da sie immer schwieg und nur den Kopf so seltsam wehmütig wiegte, sagte er noch:

„Mein Gott — so is' halt's Leben — 's Alte is der reichen Zeit im Weg, d' jungen Leut woll'n a was hab'n. No — lassen S' Jhna 's nur net 'z nah geh'n, Frau Bang — finden tuan S' bald was ander's — und g'rad' jezt, wo der Herr Sohn doch da ist . . . mein! — den hab' i' a no 'kennt, wie er no' in der Fatschen g'legen is! Ja, d' Zeit! — Und wenn S' sonst no an Wunsch haben, Frau Bang — net wahr? — dann sag'n S' es nur — wird alles g'macht — alles wird g'macht — is' net so? No also!“

Er tupfte noch einmal mit seinem Tuch über das Gesicht und streckte ihr die breite Hand entgegen.

„No — geh'n mir halt wieder. Und sehn tuan mir uns schon noch — und net 'z nah geh'n lassen . . .“

Keuchend kletterte er die vier Treppen hinunter.

Doch über Frau Marie Bang kam es als eine jähe große Müdigkeit, wie sie wieder in das Zimmer trat, in dem sie eben die schwere Botschaft von dem alten Herrn empfangen hatte.

Ihr war's, als schwände ihr der Boden, und ihre Hände mußten nach dem Tisch und nach dem alten Lehnstuhl tasten, um Halt zu finden. Gleich einem Schwindel kam es über sie.

Sie wußte kaum in diesem Augenblick, was der Herr Schleizer alles da zu ihr gesprochen hatte, sie war nur ganz



Kornernte.

Gemälde von W. Lindenschmit.

erfüllt von einem, das ihr unsahbar schien, und das sich doch nicht wie ein böser Traum verwischen ließ . . .

Sie sollte fort aus diesem stillen Haus — aus dieser Wohnung, in der sie seit bald einem Menschenalter wohnte . . .

„Mein Gott — mein Gott . . .!“ sagte sie vor sich hin, und dabei waren ihr die Knie so schwach, daß sie sich setzen mußte.

War denn das möglich? Konnte denn das sein?!

Sie strich sich mit zitternden Fingern über die Schläfen und bewegte den Kopf in einem unverständlichen Verneinen.

Dann gingen ihre Augen durch das Zimmer. Ihr Blick wanderte an den Wänden hin und suchte und war doch zugleich wie in weite Ferne gerichtet . . .

Hier war sie damals eingezogen als junge Frau . . . hier war Georg geboren, und hier war ihr Mann gestorben. Da nebenan im anderen Zimmer, da hatte er aufgebahrt gelegen zwischen den grünen Kränzen und das Kreuzchen mit dem Erlöser auf der Brust . . .

„Mein Gott — mein Gott . . .!“ sagte sie wieder. Ganz erloschen klang ihre Stimme — mehr ein Zittern der Lippen war es als ein Laut.

Und hier waren die Jahre alle hingegangen mit Georg — mit Herrn Schneeberger . . . und mit Sephi . . . die tausend Sorgen waren hier bei ihr gewesen in diesen beiden Zimmern und in der Küche, und die zagen Hoffnungen, die zwischen jenen sprossen . . . Alles was sie erlebt hatte in diesen langen, langen Jahren, das kamten diese Wände . . . Hier hatte sie geschafft — hier im Fensterstuhl, bis ihre Augen nicht mehr wollten und bis die Finger nicht mehr konnten . . . Hier war ihr, die doch einst als junge Frau hier-

hergezogen, bei den kleinen und bei den großen Sorgen die Kraft dahingegangen . . .

Und jetzt, da sie so müde und so schwach geworden war, sollte sie gehen . . . jetzt wollte man das alte stille Haus da niederreißen, und sie sollte hinaus in eine fremde Stätte!

Als ob man sie entwurzeln wollte, sie, die doch nur müd und schwank im Erdreich des Lebens stand, war es ihr. Eine Furcht überkam sie bei dem Gedanken, daß sie nun unter fremde Menschen und in den Lärm des Lebens sollte.

Nur das nicht . . . nur das nicht . . .! dachte sie, und wie ein Flehen war es dabei in ihr.

Dann aber, wie sie sich erheben wollte, da kam mit einem Male wieder dieser Schwindel — das Sausen und das jähe Versagen ihrer Kraft.

Da sank Frau Marie Bang wieder zurück und fühlte, wie es sich gleich einem Nebel ihr um die Sinne zog.

„Georg . . .“ sagte sie leise. „Georg . . .!“ und wußte doch zugleich, daß sie allein zu Hause war. —

Sephi fand die Mutter, als sie bald darauf aus der Stadt zurückkam, ohnmächtig in dem alten Lehnstuhl. Erst unter deren angstvollen Bemühungen kam Frau Bang dann wiederum zu sich.

Und sie klagte nicht weiter und fühlte keinen körperlichen Schmerz. Sie sah nur wie verlegen und in abtittender Sorge, daß sie dem Mädchen diese Angst verursacht hätte, zu Sephi auf.

„Es war nichts, Kind — nur so ein Schwindel — weißt? Brauchst dich nicht sorgen, das is' schon vorüber . . .“

Nur müde fühlte sie sich, matt und so zerschlagen, und darum legte sie sich nieder.

Als dann Georg nach Hause kam und Sephi ihm von dem Vorgefallenen sprach, ergriff ihn eine heiße Angst um seine Mutter. Er sah bei ihr am Bett und wollte seine Sorge nicht verraten und fragte doch immer wieder und wollte alles wissen, wie es gekommen war.

„Das, was dir der Inspektor g'sagt hat, Mutterl, das hat dich so stark erregt?“

Sie zog die Achseln ein wenig an, und ein Versuch zu lächeln ging über ihr Gesicht.

„Ich weiß nicht Bub . . . nicht fragen! . . . weißt', ich bin halt eine alte Frau . . . und da kann sowas kommen.“

Da sprach er ihr von jenem neuen Heim, das sie sich einrichten wollten.

„Viel schöner als es hier ist, soll es werden, Mutter! Und viel bequemer auch für dich! Drei Zimmer denk ich mir, und eins davon ist deines, da stellen wir alle deine alten gewohnten Möbel hinein und bauen einen Fenstersitz, ganz so wie hier! Aufleben wirst du dorten, Mutter!“

Sie aber nickte nur verträumt und sah voll Zärtlichkeit auf ihn und lächelte Sephi zu.

„Drei Zimmer, ja, so sollt ihr's machen.“

Und dieses verträumte Lächeln, das so viel mehr verschwiegen, als es verriet, das blieb der Frau Marie Bang.

Mit ihm wehrte sie alle sorgenvollen Fragen der beiden jungen Menschen ab, die denen aus den Augen sprachen und von den Lippen flossen, wenn wiederum und wieder ein Tag jezt kam, an dem sie sich so früh zu Bett legte, oder an dem die Schwäche des Körpers sich vor den beiden offenbarte.

Auf Georgs Drängen war der Arzt gekommen. Er hatte lange hin und her geredet und gefragt und konnte doch nichts finden als diese allgemeine Abspannung — und dabei diese große Müdigkeit, die sich gar nicht aufrufen wollte, den Rest der Kraft zu halten, die da mit jedem Tage mehr entfloß.

Und als der Winter eingezogen war, da ging das Leben der Frau Bang zu Ende.

Ein später Winternachmittag.

Georg hatte sich für die letzten Stunden in der Buchhandlung frei gemacht, denn alles drängte ihn, zu sehen, wie es der kranken Mutter ging, bei ihr zu sein und Sephi beizustehen, was diese schwere Zeit auch bringen mochte.

Heiß von dem raschen Gang durch die verschneiten Straßen und voll von all den wogenden Gedanken, die ihn erfüllten, war er angekommen. Sephi, die ihn mit müden Augen und verhärtetem Gesicht empfing und deren Kuß voll Scheu und Sorge war, gab ihm den ersten Bericht: alles im gleichen, große Schwäche und wenig Kraft. Ein Halbschlaf der Ermattung nun schon seit Stunden.

Georg war gleich, um seine Mutter nicht zu wecken, in Sephis Zimmer eingetreten. Nur von weitem, von der halbgeöffneten Thür aus, sah er nach dem Bett der Kranken im Nebenzimmer. Er sah nur einen hellen Schein, der sich im Dämmerlicht des Raumes von dem Kissen hob, und ihre armen Hände, die gleich zwei selbständigen Wesen, die in dem Leben viel geschafft hatten und nun so müde und so sterbensmatt geworden waren, still auf der dunkelroten Decke ruhten.

Erschüttert und erfüllt von einem tiefen Weh hatte er sich dann abgewendet. Ihr Schlummer sollte nicht gestört werden, vielleicht, daß er ihr neue Kräfte brachte.

Dann sahen sie einander gegenüber, er und Sephi, in diesem lieben Raum, den er jezt niemals ohne ein leises Zittern der Sehnsucht und Erregung betrat.

Auf dem Tisch stand die Lampe und senkte ihre gelben Strahlen matt gedämpft unter dem Schirm aus weißem Glas hernieder. Als ein heller Kreis lag ihr Licht auf der Platte des Tisches, auf dem Sephis Stickerarbeit ruhte, und auf den zwei jungen Menschen.

Durch die nur angelehnte Thür hörte man die leisen langen Atemzüge der Kranken, und es war so still im Zimmer, daß man das Ticken der Uhr vernahm.

Georg hatte über den Tisch vorgegriffen und hielt Sephis Hand. Wortlos ruhten ihre Augen ineinander, und bei aller Sehnsucht und allem Glück der Zugehörigkeit standen der Schmerz und die bange Sorge. Nur wenn von drüben der Atem der Kranken schwerer ging und ein leise röchelndes Stöhnen herüberdrang, dann lösten sich ihre Augen voneinander, und beide hochten gespannt hinüber, bis das Auf und Nieder wieder in seinen leisen, müden Rhythmus fiel.

Doch einmal, als das Stöhnen sich nicht verlieren wollte aus dem Schlummer der Frau Marie Bang, stand Sephi leise auf und schritt auf den Zehen hinüber in das andere Zimmer. Still und beruhigend, als spräche sie zu einem kranken Kinde, klang ihre Stimme herüber.

So blieb sie ziemlich lange.

Endlich erschien sie wieder in der Thür und setzte sich lautlos und sorgsam wieder drüben hin. Unschlüssig sah sie einen Augenblick mit müdem Ausdruck und die Hände still im Schoß. Dann aber prägten sich die Züge des Willens wieder ein in ihr Gesichtchen, die Haltung straffte sich, und ihre Hände griffen nach der Stickerarbeit, die auf dem Tisch lag.

Georg mußte immer noch auf sie schauen und konnte seinen Blick nicht von ihr lassen, wie sie jezt dasaß, mit den lieben schmalen Fingern an der Stickerlei nestelnd und die sorgenden Augen unter den rötlich entzündeten Lidern auf die Arbeit gerichtet. Wie festgebannt sah er sie an, den zarten mattblaffen Teint der Wangen, um den es wie ein sanftes Leuchten war, das spröde sich lockende blonde Haar des vorgebeugten Köpfcchens, das müde schien, als wollte es bei all dem Leid und all der Sorge um die Kranke sacht verwelken.

Ein Fühlen voll von herber Bitterkeit goß sich in Georgs Liebe. Er sah das Frühlingswetter, das da drohte, und konnte es und durfte es nicht bannen. Ein tiefer Schmerz ergriff ihn jäh, und er stand auf und schritt zu ihr. Nicht sprechen konnte er, doch als sie zu ihm aufsah, da nahm er ihr die Arbeit aus den Händen und schob das Leinwandzeug von ihr. Dann nahm er diese fleißigen gütigen Finger, die sich so emsig in dem hellen Lichtkreis der Lampe regten, hob sie an seine Lippen und küßte sie lange — lange.

„Meine liebe — liebe Sephi —“, sagte er nur, doch all das tiefe Fühlen dieser Stunde lag in den stillen Worten.

Und sie verstand, was ihn bewegte. Ein gutes Lächeln lag umflort von Tränen in ihrem Blick.

„Mein Georg, — alles wird noch schön und glücklich werden —!“ sagte sie, und dabei ließ sie seinen Küßsen ihre Hände. Wie wohl tat ihrer müden Seele die heiße Zärtlichkeit.

Aus dem Nebenzimmer drang wieder ein Seufzer der Kranken. Da machte sich Sephi sachte los, und wieder hochten beide still und gespannt hinüber.

Dann rief die Mutter — ganz leise — kaum hörbar.

Nun nahm Georg die Lampe, und sie schritten beide schnell hinüber.

Die Mutter sah halb aufrecht im Bett, mühsam auf die im Ellbogen aufgestemmtten Arme gestützt, und sah durch den Spalt der angelehnten Thür ihnen entgegen.

Als sie kamen, versuchte sie zu lächeln. Mit müden Zügen, daß es mehr der Ausdruck des Willens dazu war, als ein Lächeln selbst.

„Georg — — daß du wieder da bist — —!“

Das dünne graue Haar der Kranken klebte in feuchten schmalen Schichten und Strähnen aneinander. Die Haut des lieben gütigen Gesichtes war wächsern, bleich und schlaff, und das alles war so well und hing so kraftlos und so wissend traurig, daß es war, als ob es sich nur noch an zwei Punkten hielte, an den matten Augen. Und daß es ganz, ganz zusammenstürzen müßte und zerfallen, wenn sich die Augen schlössen.

Georg hatte die Lampe hingestellt. Nun küßte er die Mutter auf die Stirn und drückte sie dann sanft zurück in die Kissen.

Wie klein der Kopf ihm schien und wie schmal die Schultern! Er hatte ihre Hand genommen und streichelte sie leise — immer entlang den lieben, mageren, harten Fingern.

Eine tiefe Traurigkeit war in ihm, er hätte gern etwas gesprochen, irgend etwas Leichtes und Scherzendes, um ihr Mut zu geben; ihr — und sich. Er sann und sann, und er setzte an, um zu sprechen, aber er brach wieder ab und fand nichts. Wie wenn kein anderer Gedanke als Traurigkeit in ihm verblieben wäre, war's ihm zumut.

Die Kranke schien das zu fühlen. Nur ein leiser Druck ihrer Finger um seine Hand war es, der ihn das ahnen ließ — ganz leise, und doch so voll von tiefster Liebe und Zärtlichkeit. Es war, als legte sie ihr ganzes Mutterherz, mehr als es Worte je vermöchten, in diesen Druck der armen schwachen Finger. Und Georg beugte sich zu ihrer Hand herunter und küßte sie.

Sephi war an das Fenster getreten. Sie hatte den weißen Vorhang ein wenig beiseite geschoben und sah hinaus — ziellos mit weitem, tränenndem Blick. Sie sah hinweg über die engen Grenzen des Hofes, über die Dächer hin. — Jetzt wendete sie sich und trat auch zum Bett. Dann stand sie neben Georg und blickte mit zagem Lächeln hernieder auf die Kranke.

Da streckte diese die eine freie Hand nach der des Mädchens aus und führte sie zu sich hinauf und so mit seiner Hand zusammen.

Und dann mit leicht aus dem Kissen gehobenem Kopf, und während es gleich einem Leuchten um ihre Züge lag, nur die beiden Worte:

„Meine Kinder . . .!“

Eine Weile noch blickte sie auf, bis sie dann den Kopf langsam wieder in das Kissen sinken ließ und die Hände der beiden mit leisem Druck freigab. Und bis sich auch die Lider dann wieder schlossen . . .

Und Frau Marie Bang lag immer noch in ihrem matten Schlummer, als eine Stunde später der Arzt kam, um, wie er versprochen hatte, noch einmal nach der Kranken zu sehen.

Er hatte den Winterrock und Hut draußen abgelegt und rieb sich die kalten, erstarren Finger, als er, leise auftretend, in das Krankenzimmer trat.

Grüßend nickte er Georg zu, und als er sah, daß die Kranke schlief, blieb er zu Füßen ihres Bettes stehen und beobachtete sie.

Er stand ruhig und unbewegt. Nichts rührte sich an seiner hageren Gestalt, und die Augen in dem blassen bartlosen Gesicht waren in sinnendem Ernst auf die Kranke gerichtet. Wie er so da stand, war es, als ob ein kühler, fröstelnder Hauch von ihm ausginge — die frische Winterluft der Straße, von der er kam.

Georg und Sephi sahen mit gespannten Blicken auf ihn, als wollten sie sein Urteil von seinen Zügen lesen, als wollten sie dem Wort, das er sprechen sollte, entgegenkommen. Aber er sprach nicht. Nur sein Gesicht wurde ernster, wie er so auf die Kranke niedersah, um deren Mund sich seltsam tief zwei schwere, müde Falten gezogen und deren Nase bleich und spitig geworden war.

Die fröstelnde Kälte aber, die von ihm ausging, wurde immer eindringlicher fühlbar, je länger er so stand.

Und Georg sah auf den ersten, hageren Mann, und vor seinen von banger Sorge zerrütteten Sinnen stand es plötzlich wie eine Vision. Er fühlte, daß er völlig wach war und daß er seine Gedanken auch ganz beherrschen könnte — er wußte, daß er nur diese traumhaft schwere Müdigkeit, die ihn mit einem Male überfallen hatte, abschütteln mußte, daß dieses Bild aus seiner Vorstellung verschwinden würde, wenn er sich nur einmal befreiend über seine Stirn strich.

Ihm war's, als wäre hier das alte Märchen zu trauervollem Leben aufgestanden — das Märchen vom Gevatter Tod. Da stand der Allerlöser, der hagere und bleiche Freund, still und mit gütig ernstesten Augen zu Füßen dieses Bettes, und er sah ihn vor sich und konnte ihm nicht wehren . . .

Dann sah er, wie der Arzt ihn nickend grüßte und wie er ging.

Sephi aber nahm die Lampe und schritt leuchtend neben ihm hinaus.

Es war jetzt dunkel im Zimmer. Nur der Rahmen des Fensters umgriff eine Fläche, von der ein dämmerndes Scheinern ging, das um die Umrisse des Fensterkreuzes floß. Georg stand noch immer knapp vor dem Bett seiner Mutter, und ein Gefühl abgesspannter Müdigkeit und Willenlosigkeit hielt ihn da bannend fest. Ganz still, daß er kein Glied bewegte.

Er hörte, wie Sephi draußen noch mit dem Arzt sprach. Er vernahm das schüchterne, zage Fragen ihrer Stimme und das bedächtige Antworten des anderen. Er verstand die Worte nicht, und er lauschte auch nicht nach ihnen. Aber er ahnte den Sinn, und mit müdem Schmerz mußte er denken: Er hat zu Füßen ihres Bettes gestanden . . . Da war es ihm bei all der schwerblütigen Traurigkeit, die ihn erfüllte, seltsam zumut, wie ruhig ihn diese Gedanken liehen. So stumpf und dumpf; nur drückend lagernd über ihm, und müde, sehr müde.

Und unbeweglich saß er still im Dunkel, bis dann Sephi wiederkam mit der Lampe und bis er die beiden Tränen sah, die ihr über die Wangen herunterliefen . . .

\* \* \*

Es war Nacht, und Frau Marie Bang war tot.

Ganz sachte, wie auf Zehenspitzen, war sie aus dem Leben gegangen, wie wenn sie es die anderen nicht merken lassen wollte, daß sie scheidet. Ohne Abschied war sie gegangen, um ihnen so den letzten Schmerz zu ersparen.

Im Zimmer war es dunkel. Aber die Vorhänge waren nun von dem Fenster zurückgezogen, und so goß der Schnee auf den Dächern den Widerschein des nächtigen Himmels tief bläulich über die wächsernen Züge der alten Frau. Und Georg saß still, regungslos an ihrem Bett und hielt die starre, kalte Hand. Wie etwas Fremdes ruhten ihre Finger in den seinen.

Sephi hatte mit ihm wachen wollen, aber er hatte sie gebeten, ihn mit der Mutter allein zu lassen und selbst ein wenig zu ruhen. Da war sie gegangen. Sie mochte gefühlt haben, daß es ihn drängte, noch einmal mit der Toten allein zu sein, mit ihr das letzte Scheidewort zu sprechen.

Ihm war es bisher kaum verständlich, was geschehen war. Nur das dumpfe Gefühl eines großen Unglücks lag über ihm, gleich einer schweren undurchdringlich lastenden Wolke. Aber beinahe ohne Schmerz. Nur der unsagbare Gedanke: Sie ist jetzt tot. — Die Mutter ist jetzt tot.

Und das sammelte sich jetzt in ihm, langsam und kaum merklich, mit wachsender Spannung. Dann plötzlich aber, als ein leises Frösteln ihn aufschrecken machte, und als sein Blick über das bleiche, spitige Gesicht der Toten lief, da brach es durch die Schranken und entlud sich in frampfhaft wildem Schluchzen.

Nun erst kam es ihm zum Bewußtsein, was alles er an ihr verloren hatte. Nun erst begriff er ganz, daß sie gestorben war, sie, die ihm sein Leben lang die beste, zärtlichste Mutter gewesen. Er begann zu erfassen, daß er nun nie mehr ihre liebe Stimme hören würde, daß er sie nie mehr in dem großen Sessel draußen und an dem Fenster sollte sitzen sehen. Als wäre eine Lähmung, die ihn bisher fest umfangen hielt, von ihm gewichen, so fand er nun erst Sinn und Blick für all das Todesleid.

Zhr Augen! dachte er, ihr lieben, guten Augen! Nur einen Blick noch, einen solchen Blick, in dem die große Liebe so gütig leuchtend durch den trüben Schein des Kummers und der Alltagsorgen brach! Zhr Hände — nur noch einmal euer Streicheln, das alle Schmerzen lindert und das das Wehevollste leichter tragen läßt! Zhr Hände, jetzt verlaßt mich nicht!

„Mutter . . .!“

Die aber lag und hörte keinen Ruf nicht mehr. Das heiße Weh des furchtbaren Verlustes, die Sehnsucht und der

Schmerz schrien zu ihr, doch Frau Marie Bang blieb still, ihr Georg suchte sie zum erstenmal vergebens.

Nun sah er regungslos auf sie hernieder. Der Nachhall seiner Stimme zitterte noch in dem Raum, und er verlang, und es war wieder still. Und nichts — kein leises Zucken auf den bleichen Bügen, kein Echo und kein Zeichen, daß sie ihn noch hörte!

Da fühlte er ein so unendlich tiefes Weh, daß er den Trost der Tränen fand und weinen konnte. Nur weinen, rüchhaltlos und heiß und nach ihr rufen. Er wartete nun nicht mehr auf ein Zeichen, er wußte es jetzt in den tiefsten Tiefen: die Mutter war gestorben.

So kniete er in Schluchzen vor dem Bett, bis er matt geworden war, und bis die Tränen sich ihm veragten. Dann sank der Kopf ihm nieder auf der Mutter Decke.

So blieb er lange, und wie ein Gebet, ein Lobgesang zum Preise dieser Frau, die da mit ewig stillen Lippen lag,

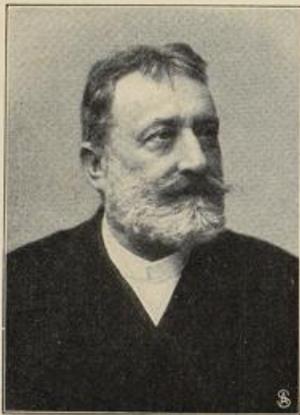
zog ihm durch all' den Schmerz des Augenblicks die Erinnerung. Was sie, seit er nur denken konnte, ihm gewesen, was sie an Sorge wortlos still getragen, an Liebe lächelnd hingegeben hatte, in all' der Zeit, das sah er nun an sich vorüberziehen. Er sah sie geben, immer wieder geben, und sah auch, wie ihr ganzes Fühlen und ihr Denken nur noch der Sehnsucht nach dem Glück jener beiden gegolten hatte, die ihr die Liebsten waren — dem Glück von ihm und Sefhi.

Und da ergriff ihn hier am Bett der Toten der weite Sinn von einem Wort, das Heinrich Gerold einst zu ihm gesprochen hatte: Was ihm genommen ward, das war allein der Mutter Leib. Sie selber mußte leben und unvergänglich sein in ihm und Sefhi — auch wenn die guten Augen und die tröstend milden Hände nicht mehr die tiefe Liebe eines Mutterherzens säen und heimlich all' die schwere Alltagsforge ernten konnten.

(Schluß folgt.)

## Blätter und Blüten

**Das Jubiläum der Anilinfarben.** Von alters her benutzten die Menschen den Teer zu allerlei Dingen, zu konservierendem Anstrich von Holz, zu Wagenmehre und dergleichen. Die biedereren Teerschweler ahnten aber nicht, welch seltsamen Stoff sie erzeugten.



Ferdinand von Saar †.

Vor achtzig Jahren stellte der Chemiker Unverdorben Versuche mit dem Indigofarbstoff an; er unterwarf ihn einer trockenen Destillation und erhielt dabei unter anderem eine farblose blartige Flüssigkeit, die mit Säuren kristallisierende Salze lieferte; er nannte den neuen Stoff „Kristallin“; erst später erhielt er von Frische den Namen Anilin, der von dem portugiesischen Wort anil, das heißt Indigo, abgeleitet wurde. Im Jahr 1834 machte Kunge die Entdeckung, daß dieser Stoff, wenn auch in geringen Mengen, im Steinkohlenteer sich vorfinde; dabei entging es dem Forscher nicht, daß er in Verbindung mit anderen Körpern Färbungen erzeuge. Brachte man dieses „C“ in eine Chlorkalklösung, so erteilte es dieser eine violette Färbung; aus diesem Grund wurde das Anilin von Kunge „Nyanol“ genannt. Man legte aber dieser färbenden Eigenschaft keine Bedeutung bei. Inzwischen arbeitete der später so berühmte Chemiker August Wilhelm von Hofmann in Liebig's Laboratorium zu Gießen, suchte die Natur der im Steinkohlenteer vorhandenen Stoffe näher zu ergründen und die chemischen Wandlungen des Indigos festzustellen. Diese Studien setzte er auch fort, als er im Jahr 1845 an das neu gegründete Royal College of Chemistry in London berufen wurde. Unter anderem fand er, daß man das bis dahin nur in geringen Mengen vorfindbare Anilin aus einem anderen Bestandteil des Steinkohlenteers, dem Benzol, in beliebigen Mengen herstellen könne. Nun begann man mit diesem Stoff weitere Versuche anzustellen.

Zu jener Zeit entdeckte Weihenbüch, daß Anilin mit doppeltchromsaurem Kali und Schwefelsäure einen blauen Farbstoff erzeuge, hielt aber diese Beobachtung für unwesentlich. Unter der Leitung des deutschen Lehrmeisters in London arbeitete aber auch ein genialer junger Engländer William Henry Perkin; er stellte sich die Aufgabe, das kostbare Chinin künstlich zu erzeugen. Dabei arbeitete er auch mit dem Anilin, und als er es mit Chromsäure behandelte, erhielt er einen schwarzen Niederschlag. Er untersuchte ihn näher und fand, daß er sich in Spiritus mit prachtvoller violetter Farbe auflöste; nun tauchte Perkin einen Seidenfaden in diese Lösung und sah, daß der Stoff die Farbe trefflich annahm.

Praktischerer Sinn als seine Vorgänger, setzte sich der englische Forscher mit einer Färberei in Verbindung und gewann bald die Überzeugung, daß dieser neue, erste künstliche Farbstoff wohl für die Industrie verwendbar wäre. Von seinen Familienmitgliedern unterstützt, gründete er alsbald eine Fabrik, in der dieses Mauvein oder Perkins Violett erzeugt wurde. Der Erfolg war befriedigend, die Bahn war gebrochen, und nun mehrten sich die Entdeckungen. Schon im Jahr 1858 entdeckte August Wilhelm von Hofmann das Nosaanilin, und im selben Jahr stellte der Franzose Verguin ein neues Präparat her und gab ihm den populär gewordenen Namen Fuchsin. Ein wahrer Wettstreit entbrannte darauf, die Welt wurde mit neuen Farbstoffen übersättigt. Auf die ersten Anilinfarben folgten die Alizarinfarben, die den Farbstoff des Krapps erzeigten, und den jüngsten Triumph feierte die Chemie in der Darstellung des künstlichen Indigos aus Naphthalin. Frühzeitig wurde die neue Farbenindustrie nach Deutschland verpflanzt und dank dem innigen Zusammenwirken von Wissenschaft und Technik gelangte sie zur höchsten Blüte. Nahezu eine Million Zentner künstlicher Farbstoffe wird jetzt jährlich in Deutschland erzeugt, und ihr Wert beläuft sich auf Hunderte Millionen Mark. Deutsche Farben gehen in alle Welt. Ende Juli strömten bedeutende Chemiker aller Länder nach London, um dem



Das Rembrandt-Denkmal in Leiden. Ausgeführt von L. Dupuis.



Johann Martin Schleyer, Erfinder der Weltsprache Volapük, feiert seinen 75. Geburtstag.

Begründer der Ant-  
 linarbenindustrie,  
 William Henry  
 Perkin zum Jubili-  
 äum seiner Groß-  
 tat die wohlver-  
 diente Huldi-  
 gung darzu-  
 bringen. Bei  
 diesem An-  
 laß mag  
 auch der  
 Anteil  
 deut-  
 scher  
 For-  
 scher in  
 Erinne-  
 rung ge-  
 bracht werden,  
 die durch die Entdeckung  
 und Prüfung des An-  
 lins dem genialen Eng-  
 länder vorgearbeitet haben.



H. Schneider, München, phot.

Festwagen der Glücksgöttin.

**Ferdinand von Saar.** (Zu dem vorseitigen Bildnis.) Ein  
 liebenswürdiges Dichterleben hat am 24. Juli mit dem freiwillig ge-  
 suchten Tod des österreichischen Dichters Ferdinand von Saar seinen  
 erschütternden Abschluß gefunden. Kein junges Leben mehr, denn der  
 so früh Verstorbene hatte die Schwelle der Siebzig bereits überschritten,  
 aber ein reiches Leben. Am 30. September 1833 in Wien geboren,  
 trat er sechzehnjährig als Kadett in die österreichische Armee, in der er  
 1854 zum Offizier aufrückte, aber schon 1859 brach er seine militärische  
 Laufbahn ab, um den Sabel mit der Feder zu vertauschen. Unter den  
 Dichtern seiner Heimat stand Saar in der ersten Reihe. Seine Gedichte  
 und vor allem seine Novellen verrieten eine feine Eigenart, die sich auch  
 in den festeren Formen seiner Dramen nicht verleugnete. Eine stattliche  
 Reihe von Werken wird das Andenken an den Verstorbenen lebendig  
 erhalten, wir erwähnen seine mehrbändigen Gedicht- und Novellen-  
 sammlungen und nennen von seinen dramatischen Arbeiten „Kaiser  
 Heinrich IV.“, „Die beiden de Witt“, „Thassilo“ u. a. m. Im Jahre  
 1902 wurde Saar, der meist in Pöbling bei Wien lebte, zum Mit-  
 glied des österreichischen Herrenhauses ernannt.

**Johann Martin Schleyer, der Erfinder des Volapük.** (Zu dem  
 vorseitigen Bildnis.) Seit den Versuchen der Philosophen Descartes und  
 Leibniz hat es bis in unsere neueste Zeit hinein nicht an weiteren Be-  
 mühungen gefehlt, für den einheitlichen Gebrauch aller Nationen eine  
 künstliche Weltsprache zu schaffen. Im großen und ganzen ist es bei  
 dem Versuch geblieben. Zur weitesten Verbreitung dabei hat es das  
 Volapük gebracht, das viel Aufsehen erregte und dessen geistvoller  
 Erfinder, der Prälat Johann Martin Schleyer, in Konstanz am  
 18. Juli seinen 75. Geburtstag gefeiert hat. Schleyer legte seinem  
 System in erster Linie das Englische zugrunde, nicht wie es geschrieben,  
 sondern wie es gesprochen wird, daneben wählte er auch aus anderen  
 europäischen Sprachen seine Wortstämme. Er soll 80 Sprachen beherrschen.

**Die Rembrandt-Statue in Leiden.** (Zu der Abbildung auf vor-  
 setzender Seite.) Ähnlich wie im Jahr 1905 von der gesamten Kulturwelt  
 an seinem 150. Todestag die Erinnerung an Schiller einmütig gefeiert  
 wurde, so fanden sich jetzt überall dankbar und freudig gestimmte Seelen  
 zusammen, die dem Genius Rembrandts zu des Künstlers 300. Geburts-  
 tag am 15. Juli ihre Huldigung brachten. Rembrandt-Feiern ohne  
 Zahl — überall das Bemühen, diesen Größten unter den Größten



Im Zielergraben der Festschieße. Rehle & Co., München, phot.

Vom 15. Deutschen Bundesschießen in München.

lebendig zu erhalten, soweit er sich nicht selbst lebendig erhält durch  
 seine unvergängliche Kunst. In Holland waren selbstverständlich diese  
 Erinnerungsfeste besonders warm und feierlich, und dort wiederum in  
 Amsterdam, wo er als armer Mann gestorben, und in Leiden, wo er  
 geboren war. Hier übergab man u. a. der Öffentlichkeit eine Statue  
 Rembrandts, die am 14. Juli enthüllt wurde und eine Schöpfung des  
 Bildhauers E. Dupuis ist.

**Vom 15. Deutschen Bundesschießen in München.** (Zu den  
 obenstehenden Abbildungen.) Mit dem 22. Juli hat das bunte Fest-  
 treiben auf der Münchener Theresienwiese seinen Abschluß gefunden, das  
 am 15. Juli mit einem künstlerisch vollendeten Festzug eingeleitet hatte.  
 In unabsehbarer Fülle zogen die farbenprächtigen Gruppen durch die  
 festlich geschmückten Straßen, als eine der gelungensten der von acht  
 glänzend aufgeschirrten Schimmeln gezogene Wagen der Glücksgöttin,  
 deren Laune in den sieben Festtagen eine so bedeutende Rolle spielte.  
 Besondere Aufmerksamkeit verlangten auf dem Festplatz die schießtech-  
 nischen Anlagen, wie die Einrichtung der Zielergräben, die auf einer  
 Schießstätte von hauptsächlichlicher Bedeutung sind. Nicht weniger als  
 9950 Kubikmeter Erdbreich mußten ausgeschoben werden, um diese Zieler-  
 gräben zur Aufnahme der Scheibensföde, der Bedienungsmannschaften



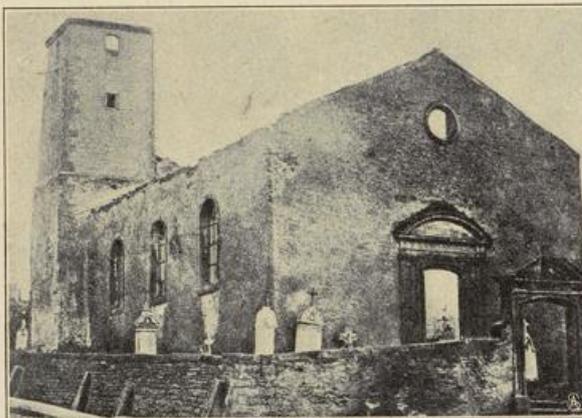
Das neu enthüllte Schiller-Denkmal in Teschen.  
 Ausgeführt von S. Schwabe.

(Zieler) und der Schuphdächer herzurichten. Die Schützenstöcke sind in den Boden eingerammt und mit zwei Laufrahmen versehen, für die in München 680 Scheibenrahmen zum Gebrauch standen. So lange bis der Schütze im Stand seinen Schuß abgegeben hat, wird der eine der in die Höhe gehobenen Scheibenrahmen festgehalten, und zwar durch Gewichtsausgleich. Am Stand sitzt ein Schreiber, der durch ein elektrisches Glodenzeichen den Zieler im Zielergraben über den Schuß verständigt, dieser zieht die Scheibe herab, sieht, wo der Schuß sitzt, und zeigt dem Schützen mit dem Zeiger an der betreffenden Doppelscheibe die Stelle an, wohin der Schuß getroffen hat. Dann wird diese Stelle mit weißen oder schwarzen Blättchen verklebt und die Scheibe selbst wieder hochgezogen. Bei einem Fehlschuß winkt der Zieler mit dem Zeiger ab. Diese Zielergräben, in denen abkommandierte Soldaten ihres Amtes warteten, waren so tief, daß ein stehender Mann mit hochgehobenen Händen noch vollständig gedeckt ist. Das Amt war völlig ungefährlich, aber schwer, wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 5000 Schützen in den Schießstand traten.

**Ein Schiller-Denkmal im deutschen Osten.** (Zu der vorzeitigen Abbildung.) Zu Teichen in Österreichisch-Sachsen wurde am 6. Juni ein Schiller-Denkmal enthüllt, um dessen Zustandekommen sich hervorragende Männer bemühten mit um so dankenswerterem Erfolg, als an diesem Schiller-Denkmal viel nationale Bedeutung hängt. Fast wie eine deutsche Sprachinsel liegt die Stadt Teichen inmitten polnischer und tschechischer Bevölkerung, in ihrem deutschen Charakter mitunter ernstlich gefährdet und bedroht. Das Verlangen nach einem Wahrzeichen deutscher Kultur war darum doppelt begreiflich. Der Begeisterungssturm, der im vorigen Jahr durch alle deutschen Herzen zog, gab dem Wunsch unserer Brüder im Osten den Namen Schiller. So entstand das jetzt enthüllte Denkmal in Teichen. Der dort heimische Bildhauer Hans Schwabe schuf das Monument in sarracenischem Marmor, das das Haupt Schillers in Relief gearbeitet zeigt. Sein Genius mit gebrochenen Fesseln in der Hand steht zur Rechten, links sitzt eine sinnende Frauengestalt, die dem Dichter Koenig trünke windet. Die Verkörperung des Gemeinen, ein Ungeheuer, entflieht unter den Füßen des Jünglings.

**Eine Erinnerungshalle in St. Privat.** (Zu der obensiehenden Abbildung.) Die kleine katholische Dorfkirche von St. Privat war während der heißen Schlacht am 18. August 1870 der Zufluchtsort für Hunderte von verwundeten und sterbenden französischen Kriegern. Alle Bewohner des Dorfes waren beim Beginn des Kampfes in die nahe Festung geflohen, nur der mutige Ortsgeistliche blieb im wildesten Kriegs-

gestümmel auf seinem Posten, unbelümmert um die neben ihm einschlagenden Geschosse wartete Pfarrer Baurin in der Kirche seines hohen Amtes als Tröster der Sterbenden und als Helfer der Verwundeten. So fanden ihn am Ende des furchterlichen Kampfes die ersten eindringenden deutschen Offiziere und wurden Zeuge seiner aufopfernden Liebe. Edelmütig boten sie ihm ihre Hilfe an, und dankbar und bewundernd hat es Pfarrer Baurin anerkannt, wie Freuden und Sachen, da laumt der Kampf um die letzten Häuser und Mauern verstummt war, die dem Tode des Verbrennens preisgegebenen Feinde in wahrer christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit mit eigener Lebensgefahr aus dem brennenden Gebäude hinaustrugen. Ein neues Gotteshaus wurde der Gemeinde St. Privat zuteil, noch während 30 Jahren verjah hier der brave Pfarrer sein Amt. Seine Dankbarkeit gegen das neue



Alte Kirche von St. Privat nach der Schlacht vom 18. August 1870.

dieses Jahres fand in schlichter Feier die Weihe des zur Erinnerung an den treuen Pfarrer Baurin auf dem Ehrenplatz von St. Privat errichteten Denksteins statt.

**Die Festspiele auf dem Hohentwiel.** (Zu der untenstehenden Abbildung.) Wir haben kürzlich über die Reise des Deutschen Kaisers nach dem Hohentwiel und seine Besichtigung des dort errichteten Schauspielhauses berichtet. Heute bringen wir nun ein Bühnenbild aus dem vor einigen Tagen zum erstenmal zur Aufführung gebrachten Festspiel: „Unter der Reichssturmfahne“, dessen Stoff der Verfasser H. Lorenz der reichen Geschichte des Hohentwiel entnommen hat. Das Theater selbst mit seiner ganz aus Holz, ohne Säulenstützen durchgeführten Dachkonstruktion und dem als „Burghof“ gedachten Zuschauerraum, der amphitheatralisch auf natürlicher Bodenerhebung ansteigt, ist eine Sehenswürdigkeit, und die Festspiele werden das ihre tun, die Reisenden nach der schönen Felsenburg, die schon den Römern bekannt war, zu locken. Hat Scheffel ihr doch in seinem „Ettehard“ unsterblichen Glanz und Schimmer verliehen.



Berlehung der Reichssturmfahne.

Art. Zeit. Ernst Rühl, phot.

Von den Hohentwielspielen.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Woerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Verfemt.

Gemälde von W. Schuch.

